Hattingen, den 19. Septbr. 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 38.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt.

Die diesjährigen

Kaisermanöver

haben aufs neue die Leistungsfähigkeit unserer Truppen dargetan. Die höchsten Anforderungen wurden an Offiziere und Mannschaften gestellt, aber auch die schwierigsten Aufgaben fanden eine tadellose Erledigung. Alle Neuerungen des modernen Kriegswesens gelangten zur Verwendung; besonders gute Dienste leisteten die Luftflieger.

An den Manövern haben teilgenommen insgesamt 36 Infanterieregimenter, siebeneinhalb selbständige Bataillone, 22 Maschinengewehrabteilungen, 33 Kavallerieregimenter, 18 Feldartillerieregimenter, dazu Fußartillerie, Ballonkanonen, zwei Luftschiffe, vier Fliegerabteilungen zu je sechs Flugzeugen, Fernsprechabteilungen, Funkentelegraphenabteilungen, Feldluftschiffabteilungen, Kavallerie-Pionierabteilungen und Brückentrain. Dazu kam der Wagenpark des freiwilligen Automobilkorps und die sieben Boote des Motoryachtklubs von Deutschland.

Solche Truppenmassen zu dirigieren bedeutet eine Riesenarbeit; die Kommandeure und Stäbe beider Parteien haben ihr bestes getan. Die blaue Armee hat, trotzdem sie unterlag, hervorragendes geleistet, wenn jetzt der in Aussicht genommene Rücktritt des sächsischen Kriegsministers, des Führers von „Blau" mit dieser Niederlage in Verbindung gebracht wird, so entspricht dieses nicht den Tatsachen. Kriegsminister von Hausen, ein Veteran von 1870-71, hat sich schon lange mit Rücktrittsgedanken getragen; dem Wunsche seines Königs folgegebend, hat er seine Aemter und Würden beibehalten.

Die Beförderung der Truppen in die Heimat stellte an die Leistungsfähigkeit der Eisenbahn gewaltige Anforderungen; mußten doch 100 000 Mann, dazu Kriegsmaterial und Pferde, in die Garnisonen befördert werden. Die Eisenbahnverwaltung zeigte sich allen Ansprüchen gewachsen.

Der oberste Kriegsherr hat mit seinem Lobe nicht zurückgehalten und ausgesprochen, daß ihn die diesjährigen Kaisermanöver im höchsten Grade befriedigt.

Der König von Sachsen wurde zum General-Feldmarschall ernannt.

Von einem bedauerlichen Unfall ist unsere Kriegsmarine heimgesucht; bei einem Durchbruchsmanöver in der Nähe von Helgoland rannte das

Torpedoboot „G. 171"

gegen den Panzer „Zähringen", in kurzer Zeit sank das Boot auf den Meeresgrund. 7 Mann der Besatzung büßten ihr Leben ein.

Das Torpedoboot „G. 171" ist auf der Germaniawerft in Kiel erbaut und im Jahre 1908 vom Stapel gelassen. Es hat eine Wasserverdrängung von 636 Tonnen. Die Geschwindigkeit beläuft sich auf 31,5 Seemeilen. Die Besatzung beträgt 82 Mann.

Nach Ansicht der Sachverständigen soll die Hebung des Bootes, das in einer Tiefe von 30 Meter liegt, möglich sein.

Die großen Flottenmanöver in der Nordsee,

die am Tage vorher mit einer glänzenden Parade der Schlachtflotte vor dem Kaiser eingeleitet worden waren, nahmen am Dienstag bei klarem, aber böigem Wetter bei Helgoland ihren Anfang. Am frühen Morgen war bereits die Garnison von Wilhelmshaven alarmiert worden. Der Kaiser, der nach der Parade nach Wilhelmshaven zurückkehrte, war schon frühzeitig an Bord der „Hohenzollern" nach der Helgoländer Bucht in See gegangen. Wie stark sich unsere Hochseeflotte im letzten Jahre vermehrt hat, geht daraus hervor, daß z. Zt. in der Nordsee 41 große Kriegsfahrzeuge vereinigt sind, gegen 36 im Vorjahre, obschon inzwischen die Schiffe der „Kaiser"- und Brandenburg-Klasse ausgeschieden sind.

Die Fleischteuerung

hält in unverminderter Heftigkeit an; wohl haben verschiedene Kommunen Fischmärkte eingerichtet, aber in der breiten Masse begeistert man sich nicht recht für den Fischkonsum. Im Reichsamt des Innern ist auch über eine Hilfsaktion beraten worden, wie aber die „Köln. Ztg." zu melden weiß, kann man sich zu einer durchgreifenden Maßnahme noch immer nicht aufschwingen. Durch die von den Freihändlern geforderte Aufhebung der Viehzölle verspricht man sich nichts, denn die für die Einfuhr in Frage kommenden Länder leiden zurzeit ebenfalls unter der Viehknappheit. Eine durchgreifende Hilfe ist von der Einfuhr des Gefrierfleisches zu erwarten; jedoch stehen der Einfuhr gesetzliche Schwierigkeiten gegenüber, die nur durch einen Beschluß des Reichstages bestätigt werden können. Der § 12 des Fleischbeschaugesetzes macht die Hereinbringung fast unmöglich. Nach diesem Paragraphen darf frisches Fleisch, um das es sich bei der Heranholung von Gefrierfleisch handelt, „in das Zollinland nur in ganzen Tierkörpern, die bei Rindvieh, ausschließlich der Kälber, und bei Schweinen in Hälften zerlegt sein können, eingeführt werden; mit den Tierkörpern müssen Brust- und Bauchfell, Lunge, Herz, Nieren, bei Kühen auch das Euter in natürlichem Zusammenhang verbunden sein." So lange diese Bestimmungen in Kraft bleiben, ist an großzügige Einfuhr nicht zu denken.

Bei der steigenden Not wird man sich aber regierungsseitig zu einer Aenderung verstehen müssen, zumal der deutschen Regierung ganz bestimmt das Recht eingeräumt ist, die für Deutschland bestimmten Schlachtungen durch deutsche beamtete Tierärzte überwachen zu lassen. Gesundheitliche Bedenken dürfen darum kaum im Wege stehen. Im Bundesrat steht man der Einführung des Gefrierfleisches durchaus sympathisch gegenüber, Bayern, Baden und die Hansastädte treten ganz offen für die Einfuhr ein. Es ist sehr wohl zu verstehen, daß die Regierung auf die heimische Viehzucht Rücksicht nimmt, aber die ständige Fleischknappheit zwingt doch zu einer Aenderung der bisher von der Regierung beliebten Haltung. Daß bei einem weiteren Anziehen der Fleischpreise die Lebenshaltung des kleinen Mannes in beängstigender Weise erschwert wird, kann nicht geleugnet werden. Jede Linderung ist daher mit Freuden zu begrüßen. In England hat sich das Gefrierfleisch durchaus bewährt.

Die

Franzosen

ziehen auf Geheiß der Engländer im Mittelmeer bedeutende Seestreitkräfte zusammen, die dort dauernd stationiert bleiben. Ueber die Absichten Frankreichs und Englands verbreitet Vizeadmiral Germinet, der ehemalige Befehlshaber des französischen Mittelmeergeschwaders, einiges Licht.

Mit der Konzentrierung seiner Kriegsflotte im Mittelmeer, so sagt Herr Germinet, diene Frankreich keineswegs nur etwa Zwecken Englands, sondern verteidige neben den englischen auch seine eigenen Interessen. Im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und England oder den Mächten der Triple-Entente und des Dreibundes wird sich im Norden eine ähnliche Situation ergeben, indem England durch die Verteidigung seiner Küste gegen die deutschen Seestreitkräfte auch die Sicherheit für Frankreichs westliche und nördliche Häfen verbürgt. Die Rolle der französischen Marine im Norden muß darin bestehen, daß sie jeder feindlichen Flotte den Zugang zum Aermelkanal verwehrt. England und Frankreich sehen den Aermelkanal mit Recht als englisches und französisches Gewässer an und werden im Falle einer Kriegserklärung sofort den neutralen Mächten das Verbot der Schiffahrt durch den Aermelkanal bekanntgeben.

Die beiden Kontrahenten würden sich bei einer etwaigen Sperrung des Kanals eines offenkundigen Völkerrechtsbruches schuldig machen, gegen den alle interessierten Mächte protestieren würden. Man muß dem schwatzhaften Admiral für seine Enthüllungen wirklich dankbar sein.

Die großen Manöver in Westfrankreich, an denen auch der russische Großfürst Nikolaus teilnahm, sind sehr unglücklich verlaufen. Von den Mannschaften machten viele „schlapp", bei einem Reserveregiment blieben 20 Prozent liegen. Am schlimmsten aber ging es dem Führer der Invasionsarmee General Marion, er wurde samt seinem Stabe von der Gegenpartei gefangen genommen. Nach diesem kaum glaublichen Mißgeschick wurde das Manöver abgebrochen. Die Franzosen sind durch diesen Vorfall sehr geknickt; in den verantwortlichen Kreisen wird dieses militärische Kuriosum zum Nachdenken anregen; hoffentlich werden die Großsprecher jetzt etwas zahmer.

Die englischen Herbstmanöver,

die anfangs wie im vorigen Jahre wegen des Regenwetters abgesagt werden sollten und die nunmehr doch bei Cambridge begonnen haben, vereinigten eine Heeresmacht von 60 000 Mann. Nach der allgemeinen Kriegslage ist es einer von der Nordsee kommenden roten Invasionsarmee gelungen, zwei Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision an der Küste von Norfolk zu landen, die sich nunmehr auf dem Vormarsch gegen London befindet und von einer blauen Armee aufzuhalten ist. Von besonderem Interesse ist es, daß der Führer von Blau, General Gierson, ein Artillerist aus deutscher Schule ist, der während des Chinafeldzuges der persönliche Adjutant des Grafen Waldersee war.

Englisch-russische Deutschenhetze.

Ein der russischen Regierung nahestehendes Petersburger Blatt schilt auf Deutschland, das die unsinnige Forderung erhebe, England müsse sein Schiffsbauprogramm so lange verkürzen, bis die deutsche Flotte der englischen völlig gleich sei, und warnt England sich von Deutschland übervorteilen zu lassen. Noch besser macht es ein anderes Petersburger Organ, das Deutschlands Position in der Türkei zu erschüttern versucht. Es behauptet zu dem Zwecke, die deutschen Instruktionsoffiziere im türkischen Heere hätten kurz vor dem Tripoliskriege der Türkei geraten, 6000 Mann türkischer Truppen von Tripolis nach Arabien zu verlegen. Die Deutschen wollten sich damit dem verbündeten Italien gefällig erweisen, dessen Kriegsabsichten sie vorher kannten, und dem eine Entblößung Tripolitaniens von türkischen Truppen willkommen sein mußte. Zahlreiche türkische Blätter drucken diese Lügen nach. Wo England seine Hand im Spiele hat, da wird gegen Deutschland gehetzt und gehandelt, das zeigt sich immer

Aus dem Leben eines Artisten.

Eine Geschichte aus dem Artistenleben von Metella Kron.

(Fortsetzung.)

Peretti bemerkte den veränderten Ausdruck seines Gesichts und deutete ihn falsch. „Sie brauchen nicht zu denken, daß ich Ihnen lästig fallen könnte," meinte er. „Ich werde Ihre junge Ehe nicht stören, dessen können Sie sicher sein."

Dann redete er noch von allerhand geschäftlichen Arrangements, die in nächster Zukunft nötig sein würden, aber so recht war er doch nicht bei der Sache und auch Toddy hörte kaum auf seine Worte. So geschah es denn, daß Peretti bald schwieg und daß beide, Zoras Heimkunft erwartend, ihren Gedanken nachhingen.

Die Toddys waren angenehmer als die des Doktors und doch hatte auch er seine Sorgen, die ihm sehr wichtig däuchten. Da war zuerst die Frage, was er Zora als Verlobungsgeschenk überreichen sollte. Er hatte gesehen, daß das in den Kreisen der Artisten üblich war und natürlich wollte er nicht vor andern zurückstehen. Leider aber herrschte Ebbe in seiner Kasse, zu einem Schmuckstück, wie er es seiner Liebsten für würdig erachtete, reichte es absolut nicht. Da kam ihm plötzlich eine großartige Idee. Von seiner indischen Mutter her besaß er ein Amulett, einen Stein, in den Wassern des heiligen Ganges geschliffen, in dem ein Brahma-Antlitz, umgeben von mystischen Zeichen, eingraviert war, und den winzige grüne Perlchen umrahmten. Seine Mutter hatte ihm gleich nach der Geburt das Amulett um den Hals gehängt und er hatte es in allen Wechselfällen seines Lebens getragen bis auf den heutigen Tag. Als er es einmal einem indischen Gaukler zeigte, mit dem er engagiert war, fiel der Mann auf die Knie und wandte das Antlitz nach Osten zu, wo das Wunderland Indien liegt. Nachdem er dreimal mit der Stirn den Boden berührt hatte, stand er wieder auf und sprach zu Toddy: „Das ist ein großmächtiges Amulett, getauft im heiligen Ganges und so stark an Kraft, daß es die stärksten feindlichen Kräfte bricht. Ich will Dir sagen, was die Zeichen bedeuten. Hier dies ist die Blume der Lakschmi, der meerentstiegenen Göttin der Jugend und Schönheit, die rote Pataleblume, und das hier die Schlange Schiwas, des Vernichters. Sie ringelt sich der Lakschmiblüte entgegen, um sie zu erwürgen, aber hinter ihr wächst an einem mit den ersten Knospen geschmückten Mangosprößling die papageienköpfige Palacablume hoch und jung empor. Das ist das Symbol des Frühlings, der alles wieder erwachen läßt, was Winter, Krankheit und Tod bedroht. Und Brahmas Auge inmitten der mystischen Zeichen wacht darüber, daß sie ihre Kraft behalten."

Dann hatte der Inder das Amulett in die Hand genommen, um es ehrfürchtig zu küssen, und als er es Toddy wieder zurückgab, sprach er: „Laß es nie von Dir, denn so lange es an Deinem Halse hängt, bleibt das Glück Dir treu, wenn Du es aber von Dir tust, gewinnt die Schlange des Schiwa Macht über die Blumen der Liebe und des Frühlings und Du wirst arm, wenn Du auch reich bist."

Toddy hatte sich die Worte wohl gemerkt und sich nie von seinem Amulett getrennt, denn er war abergläubisch wie alle Artisten. Als es aber jetzt galt, seiner Liebsten ein Brautgeschenk zu machen, da zögerte er nicht, ihr das mütterliche Vermächtnis zu überlassen, denn — war nicht ihr Glück das seine? Ihrer beider Lebenswege liefen fortan vereint und was sie betraf, betraf auch ihn.

„Die Schlange des Schiwa!" dachte er, von einem abergläubischen Grauen geschüttelt. „Das ist die Gefahr, die ihr von der eigenen Mutter droht. Aber wenn sie das Amulett am Halse trägt, dann hat die Schlange keine Macht mehr über sie."

Nicht lange danach ertönten leichte Schritte auf der Treppe. Es waren die Zoras, die von ihrem Ausgang heimkehrte. Als sie ins Zimmer trat und Toddy in seinem Bratenrock dasitzen sah, erschrak sie heftig. So hatte er doch ihrem Willen entgegen seine Werbung bei Luigi angebracht. Ob der wohl sehr böse geworden war?

Aber Peretti sah gar nicht danach aus, als ob er böse wäre, vielmehr lag ein schwermütiger resignierter Ausdruck in seinen Zügen. Er stand auf, ging Zora entgegen und nahm ihre beiden Hände in die seinen.

„Mein Kind —" sagte er sanft — „hier, Toddy, Dein Freund, hat mir gestanden, daß Ihr Euch liebt und nicht von einander lassen wollt. Ist dem so, Zora, mein Liebling?"

„Ja," hauchte sie, aber es war ihr dabei, als ob ein anderer das „ja" gesprochen.

Peretti preßte die Lippen fest aufeinander und schloß für einen Moment die Augen, dann aber fuhr er, mild und gütig wie zuvor, fort: „Ich will nur Dein Glück, mein Kind, und da Du meinst, es mit Toddy allein finden zu können, so willige ich in Deine Wahl."

„Luigi!" schrie das Mädchen auf und es klang mehr wie Schreck als wie Freude.

Doch keiner von den beiden Männern beachtete den seltsamen Ton, sie waren wohl, einer wie der andere, zu sehr mit ihren Gefühlen beschäftigt. Und nun trat Toddy zu Zora und schlang seine Arme um sie, küßte sie und sah ihr strahlend und zärtlich ins Gesicht. „Meine Braut! Meine holde, süße geliebte Zora, mein Engel!" flüsterte er ihr zu. Es lag etwas so Bezwingendes, Rührendes in dem Ausdruck seiner Züge und seiner Stimme,

Frauenleben in der Sahara.

(Nachdruck verboten.)

Marsch war zu anstrengend, kein Weg zu mühevoll; sobald das Lager erreicht war, waren die Frauen kampfbereit. Die Männer, ihr Schweiß von der Stirn trocknen wollte, und das Etui, auf dessen Auffindung ich so unbändig stolz gewesen war — ich selbst hatte es an dem Tatorte verloren!

ziellen Verhältnisse des Bestohlenen zu unterrichten, und was ich da in Erfahrung brachte, klang so wenig

aufs neue, und ist eine Erscheinung, mit der Deutschland unter allen Umständen und in jedem Falle zu rechnen hat.

Die Einführung der Petroleumheizung in der englischen Flotte

soll nach Londoner Meldungen nunmehr beschlossene Sache sein, weil die Versuche ergeben hätten,, daß die mit Petroleum geheizten Schiffe schneller fahren können als die mit Kohlenfeuerung. Selbstverständlich handelt es sich bei der Einführung der Petroleumheizung nur um die neu zu erbauenden Schiffe. Auch in der deutschen Marine werden seit längerem Versuche mit Petroleumheizung angestellt, die jedoch noch nicht zum Abschluß gelangt sind. Ebenso machen Nordamerika, Rußland und Italien Versuche mit Schiffen, die Petroleum brennen.

Unter großem Pomp sind die sterblichen Reste des

Kaisers Mutsuhito

nach der kaiserlichen Besitzung Momoyama, in der Nähe von Kioto, überführt. Die Feierlichkeiten in Tokio zeigten eine pomphafte Aufmachung. Der Trauerschmuck der Straßen, durch welche sich der Leichenzug bewegte, verursachte einen Kostenaufwand von 250 000 Yen. 20 000 Mann des Landheeres und 10 000 Mann der Kriegsmarine versahen den Ehrendienst. Prinz Heinrich nahm im Auftrage des deutschen Kaisers an der Trauerfeierlichkeit teil. Ganz Japan stand unter dem Zeichen tiefster Trauer. Wie sehr die alten Sitten und Gebräuche im japanischen Volke wurzeln, beweist der Selbstmord des Generals Nogi und seiner Gattin, die sich in dem Augenblick, da die Leiche des Kaisers aus dem Palast getragen wurde, entleibten; sie brachten das Todesopfer für den verstorbenen Kaiser.

General Nogi, der Eroberer Port Arthurs, war Inhaber des preußischen Ordens Pour le merite. Unser Kaiser hatte seine Freude ausgesprochen, den für außergewöhnliche Leistungen im Kriege gestifteten Orden dem General verleihen zu können als Zeichen seiner von seinem Heer geteilten Bewunderung für die glänzenden Führereigenschaften, die Nogi an der Spitze der tapferen japanischen Truppen während der Belagerung und Einnahme der wacker verteidigten Festung bewiesen habe. General Nogi erwiderte: Ich statte meinen tiefgefühlten Dank für die Güte ab, die Euere Majestät mir durch die Verleihung des Ordens Pour le merite unerachtet der Geringfügigkeit meiner Dienste erweisen. Indem ich den Orden mit der tiefsten Dankbarkeit annehme, drücke ich in Ehrerbietung meine volle Hochachtung für Euere Majestät aus.

Die beiden Söhne Nogis' fielen im Kriege gegen Rußland. Wir Europäer können uns in den Gedankengang eines Nogis nicht hineinfinden, er glaubte seinem Kaiser dadurch die Treue zu beweisen. Ein Volk, in dem diese Selbstüberwindung und Pflichttreue kultiviert wird, ist zu großen Taten befähigt.

Der Mikado und seine Minister.

In London lebende Japaner berichten, daß die japanischen Minister, mit alleiniger Ausnahme des Fürsten Ito, außerordentlich verwirrt und von einer bemerkenswerten Schüchternheit und Aengstlichkeit waren, wenn sie dem verstorbenen Mikado gegenüber standen. Das galt besonders für den Marquis Matsugata, der letzthin Ministerpräsident war: wenn der Mikado ihn einmal nach irgend etwas fragte, antwortete er jedesmal, indem er sich bis zur Erde verneigte: „Majestät, ich will mich sofort erkundigen." Eines Tages nun geschah es, daß der Mikado, um seinem Minister ein wenig aus der Verlegenheit zu helfen, einen vertraulichen Ton anschlug und wie ein guter Freund fragte: „Marquis Matsugata, wieviel Kinder haben Sie eigentlich?" — „Ich will mich sofort erkundigen," erwiderte in gewohnter Weise der Ministerpräsident. An diesem Tage soll der Mikado zum erstenmal herzlich gelacht haben.

Die völlige Ausrottung des Walfisches,

des größten existierenden Säugetieres, ist bei den jetzt gebräuchlichen Jagdmethoden, bei denen bisweilen sogar Dynamit in Anwendung kommt, nur noch eine Frage der Zeit. Die englische Regierung hat daher die Einberufung einer internationalen Walfisch-Schutzkonferenz angeregt, auf der Mittel und Wege beraten werden, wie der fortschreitenden Ausrottung der Wale durch gesetzliche Schutzbestimmungen Einhalt geboten werden könnte. Der deutschen Reichsregierung ist der englische Vorschlag bereits unterbreitet worden. Aehnlich wie Rußland kürzlich die Jagd auf Zobel verboten hat, so hat auch Norwegen in seinen Gewässern den Walfang auf eine Reihe von Jahren hinaus untersagt.

Der eiserne Nogi.

„Stirbt einer der [illegible] und dann denk an die Bestattung, erwarte daß die andern folgen, und sei bereit, auch selbst dahinzugehen. Ein Grab nimmt Euch dann alle auf." So lautet ein Vers aus einem der unzähligen Lieder, die zum Preise des ruhmgekrönten japanischen Feldherrn Nogi und zu Ehren des Heldentodes seiner beiden Söhne gesungen wurden. Die Gesinnung, die diesem letzten Samurai hier in den Mund gelegt wird, hat er durch die Tat besiegelt: er ist mit seinem Weibe, den Söhnen gefolgt, sich opfernd an der Bahre seines höchsten Herrn. Die Religion der Samurais, das Buschido, mit ihrem eisernen Pflichtbegriff, ihrer leidenschaftlichen Treue, ihrer Hintansetzung des eigenen Selbst und des eigenen Glücks, hat er im Tode durch die höchste Tat, die dieser Glaube vorschreibt, gekrönt. Nichts von dem jugendlichen Zauber dieser Helden der alten Balladen war dem eisernen Nogi eigen. Der kleine Mann mit dem energischen, von kurzem Bart umrahmten Gesicht und den Augen, die Funken sprühten wie glühender Stahl, hatte nichts in seinem Aeußern, was ihn zum glanzvollen Führer und zum Liebling des Volkes befähigt hätte. Aber seine Seele war die eines Helden und eines Kriegers. Von Kindheit an zum Kriegsberuf bestimmt, fühlte er sich am wohlsten im Feuer der Schlachten und im Leben des Kriegslagers. Außer dem Soldatentum und mit ihm zugleich waren Schwerter, Pferde und Ringkampf seine Leidenschaft. Auch seine Söhne, die ihm vorausgingen im Ruhmestod, hatte er in dieser Liebe zu den Waffen erzogen. Wie im Fechten, war er ein Meister in dem Nationalsport des Dschiu-Dschitsu. Seine Triumphe in dieser schweren Kunst datieren von frühester Jugend an, als er in den Kämpfen während der Revolution einen Säbelhieb ins Bein erhielt und darauf fortfuhr, Leib gegen Leib mit zwei Feinden zu ringen und sie beide mit sich herunterzureißen vom Ufer in den Fluß. Er allein wurde damals gerettet, und zum ersten Mal tauchte der Name Nogis in den Liedern auf, die diese kühne Tat verherrlichten. Tausend Mal hat er dem Tod ins Antlitz gesehen. Als ihm der General Yamaji während des chinesischen Krieges zwei kostbare Gewänder schickte, ließ er sie sogleich ins Hospital bringen und sagte: „Ich habe ja schon ein Kleid. Was soll ich mit diesen anfangen? Man soll die Verwundeten damit zudecken, daß sie nicht frieren." Sein einziger Luxus war sein Pferdestall, ja, man erzählt sich, daß seine Kriegsrosse in Tokio besser untergebracht waren als er selbst und seine Familie. Sein Geist herrschte in seinem Hause, auch bei Weib und Kindern. Die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes in der Schlacht bei Nanschan wurde ihm gemeldet. Kein Zug des Schmerzes ging über sein Gesicht, denn als echter Samurai, für den Selbstbeherrschung das höchste ist, hatte Nogi stets jede Muskel in seiner Gewalt. „Richtet kein feierliches Begräbnis her," sagte er ruhig. „Meine beiden Söhne und ich, wir haben dem Kaiser unser Leben dargebracht, als der Krieg begann. In kurzer Zeit wird man uns alle drei zusammen begraben." Als sein zweiter Sohn fiel, sagte er: „Ich bin glücklich, daß er einen so ruhmreichen Tod fand. Größere Ehre hätte ihm nicht zuteil werden können." Und seine Gattin, die nun mit ihm das blutige Opfer ihres Lebens den Manen des Kaisers gebracht, war ihm gleich an Seelengröße und stoischem Heldentum. Man brachte ihr die Asche ihres zweiten, ihres letzten Sohnes. Ohne jede Klage griff sie nach seinem Schlachtdegen, betrachtete die tiefen Scharten, die von den furchtbaren Schlägen deutlich zeugten, und pris sich glücklich, einen so tapferen Krieger geboren zu haben. In den Wirren und Empörungen der japanischen Restauration ist seine Gestalt zum ersten Mal in der Geschichte aufgetaucht; als getreuer Diener seines Herrn kämpfte er gegen die aufständischen Adligen von Satsuma und wurde zweimal schwer verwundet. Seine Heldentaten während des Krieges mit China und des russisch-japanischen Krieges brachten ihm die höchsten Ehrungen ein. Die energische selbstsichere Klugheit, die der Feldherr bewiesen, zeigte er auch als Verwaltungsbeamter und Gouverneur. Stets aber, bis zum Tode, war er der echte Edelmann.

8 Aus der Heimat des Gefrierfleisches.

Das argentinische Gefrierfleisch spielt in den neuesten Erörterungen über die Fleischnot eine wichtige Rolle, und so richtet sich denn der Blick mit Interesse nach diesem Lande, wo es keine Fleischteuerung gibt, sondern wo das Schlachtvieh in Herden von Tausenden und Abertausenden auf den weiten Gefilden der Pampas weidet. In seinen Reisebriefen aus Argentinien gibt der frühere französische Ministerpräsident Georges Clemenceau ein dichterisch geschautes Bild von diesem „Paradies des Hornviehs", dessen endlose einförmige Weiten er im Automobil durchquert hat. „Wenn man in Europa von einer Herde von 10 000 Kühen spricht, so bleibt das auf einen Großgrundbesitzer nicht ohne Eindruck. Aber in den Pampas sind 10 000 Kühe gar nichts. Am Horizont sieht man eine dunkle Masse auftauchen. Wie die märchenhaften Herden der Patriarchen aus der Bibel, so erscheint einem das ruhig-gemächliche Hin- und Herwogen dieser gewaltigen Masse an der Linie des Horizonts. Nur durch den Gehorsam der Peitsche des Hirten läßt sich die Herde, die als bewegte Masse so drohend erscheint, leiten und führen. Sie macht Halt, macht eine Schwenkung nach dem Schreien und den Bewegungen der Reiter, die im kleinen Galopp um sie herumsprengen. Der Anblick eines Stückes Stoff, das im Winde flattert, oder einer farbigen Jacke, ist ebenfalls von entscheidender Wirkung. Wenn man die Kühe ausnimmt, die zum Melken eingepfercht sind und durchschnittlich 3 Liter Milch täglich geben, so bestehen die wichtigsten Beziehungen zwischen Mensch und Tier in der leichten Anwendung dieses Schreckmittels. Die Sorgfalt, die man der Herde zuwendet, besteht allein in dem Treiben zur Tränke, in der Ankunft der Stiere, die zur Verbesserung der Rasse dienen, und in der Auswahl der Tiere, die dazu bestimmt sind, als Gefrierfleisch in die weite Welt geschickt zu werden. Sonst überläßt man alles der Vorsehung. Von einem Schutz gegen Wind und Schnee ist keine Rede. Gras ist genug da, wenn die Trockenheit nicht einen Strich durch die Rechnung macht. Von allen Geißeln der Gottheit ist die Trockenheit die, die man am meisten fürchtet. Denn sie wirkt verheerend mit einem Schlage in ungeheurer Ausdehnung. Wenn es nicht geregnet hat, dann gibt es weder Gras noch Futter, noch Ernte. Dann sind Tod und Untergang nahe. Für die Aufzucht der zum Schlachten ausgewählten Tiere kann man durch Futtervorrat sorgen. Aber an die Ernährung der großen Herden kann man nicht denken. Die Pampas wird zum ungeheuren Friedhof, auf dem sich Hunderte und Tausende von Leichen anhäufen, ohne die Möglichkeit eines Begräbnisses. Nur der Raubvogel und der Hund arbeiten dabei mit, aber wie ungenügend. Clemenceau erzählt, daß der Verwesungsgeruch im Sommer sich oft recht lästig bemerkbar macht. Im Winter sorgt die Kälte dafür, daß die Kadaver unter der gleichsam gegerbten Haut vollständig mumifiziert werden. Es fehlt in Argentinien an Armen, um die Tausende von Tierleichen zu begraben. Der Mensch wendet nur ein Minimum von Anstrengung darauf, um die Zucht zu verbessern und sie gewinnbringender zu gestalten. Der Reichtum des Landes bietet schon so genug. Freilich sind nach Clemenceaus Anschauung die Tiere in der Regel nur Durchschnittsware, deren Fleisch es an Güte mit den Exemplaren einer vervollkommneten Zucht nicht aufnehmen kann.

Verhaftung eines Raubmörders.

In der Nacht ist in Schöneberg ein Raubmord verübt worden, dem der 63 Jahre alte Rentner Fuß zum Opfer fiel. Der Mörder, der auf frischer Tat ergriffen und festgenommen wurde, ist der 20 Jahre alte Handlungsgehilfe Pietruszewski. Der Rentner Fuß, der in Schrimm geboren wurde, betrieb in seiner Heimatstadt ein Delikatessgeschäft, bis er sich vor fünf Jahren zur Ruhe setzte und nach Schöneberg übersiedelte. Hier bezog er im ersten Stock des Hauses Neue Winterfeldstraße 36 eine Fünfzimmerwohnung. Die beiden Hinterzimmer vermietete er an zwei Schneiderinnen. Eine Witwe führte dem alten Herrn, der Witwer war, den Haushalt. Als Fuß in Schrimm noch sein Geschäft betrieb, beschäftigte er Pietruszewski als Lehrling. Rentner Fuß besuchte seinen Sohn und dessen Familie. Als er kurz nach 10 Uhr heimgekehrt war, klopfte es an seiner Wohnungstür. Er öffnete und sah seinen ehemaligen Lehrling Pietruszewski vor sich. Er empfing ihn trotz der späten Stunde und scheint ihn noch mit einer Flasche Bier bewirtet zu haben. Gegen 11 Uhr erschollen plötzlich laute Hilferufe aus der Wohnung. Die beiden Schneiderinnen hörten durch die dünne Wand Lärm und Gepolter und vernahmen unter anderem die Worte: „Lassen Sie mich alten Mann in Ruhe, ich habe nichts als mein Leben." Dann hörten sie schweres Röcheln. Die beiden Mädchen eilten zum Pförtner, der die Polizei benachrichtigte. Die Wohnungstür mußte von einem Schlosser geöffnet werden, da sie der Mörder, der sich in einem der Zimmer versteckte, von innen verschlossen hatte. Man suchte den Täter im Finstern und konnte ihn nach wenigen Minuten ohne Gegenwehr festnehmen. Als die Beamten schließlich Licht machten, sahen sie den Rentner Fuß in seinem Blute

---

daß Zora das Herz warm wurde. Sie lächelte ihn an und da er fortfuhr, sie zart und schüchtern zu liebkosen, da erwiderte auch sie seine Küsse.

Darauf zog er sein Amulett hervor und hing es ihr um den Hals. „Es ist das einzige, was ich von meiner toten Mutter habe," sagte er, „aber Dir gebe ich es, weil es Glück bringen und Gefahren abwenden soll." Er erzählte ihr, was der Inder ihm darüber gesagt, und bat sie, das Amulett nie von sich zu lassen.

Sie versprach es ihm, aber ihr war nicht recht wohl dabei. „Das darf ich gar nicht von Dir annehmen," meinte sie, doch er überwand mit seinen Bitten, das geheimnisvolle Stück zu behalten, ihre Bedenken.

„Was Du doch für ein guter Junge bist," sagte sie gerührt.

Da die Zeit zum Mittagessen herangekommen war, konnte Peretti nicht umhin, Zora mitzuteilen, daß er die alte Lona entlassen hatte: „Sie hat mein Vertrauen gemißbraucht und mit einem Nachschlüssel mein Pult aufgeschlossen, um in meinen Papieren zu wühlen," sagte er zur Erklärung seiner Handlungsweise.

„Lona!" rief Zora erstaunt. „Was kann sie dabei für einen Zweck gehabt haben?"

Der Doktor zuckte mit den Achseln. „Vielleicht war's bloße Neugier, was weiß ich! Ich will aber keinen Spion und Verräter in meinem Hause haben."

Zora schwieg. Es tat ihr leid, daß die Alte, die von ihrer frühesten Kindheit an sie gepflegt und gehegt hatte und sie auf ihre Weise auch liebte, fort war, aber so tief, wie es zu andern Zeiten der Fall gewesen wäre, berührte sie die Trennung von ihr nicht. Sie wunderte sich selbst darüber, wie wenig die Sache sie im Grunde berührte. Vielleicht trug der Umstand, daß die Lona sie in letzter Zeit fortwährend gegen Peretti aufzuhetzen versucht hatte, dazu bei. Wenn sie offen gegen sich selbst sein wollte, so mußte sie sich zugestehen, daß sie der Alten längst im geheimen nicht mehr getraut hatte.

„Ist es Dir schmerzlich, Kind, daß ich die Alte verabschiedet habe?" fragte der Doktor, der ihr nachdenkliches Gesicht sah, sie besorgt. „Glaube mir, Kind, ich konnte nicht anders handeln."

„Wenn Du es getan hast, so war es auch richtig, Luigi," entgegnete das Mädchen einfach.

Die Drei gingen nun zusammen ins Hotel National, um dort das Mittagessen zusammen zu essen und bei einer Flasche Wein die Verlobung zu feiern. Zora sah bezaubernd aus in ihrem gestickten weißen Batistkleid, mit den prächtigen rosa Rosen, die Toddy ihr unterwegs kaufte, im Gürtel, und auch ihre Laune schien heiter und glücklich. Nur als Peretti sie bei jeder Gelegenheit mit „Kind" anredete, wurde sie ärgerlich.

„Warum nennst Du mich beständig „Kind", Luigi?" fuhr sie auf. „Sonst sagtest Du „Zora" — warum nicht mehr? Ich bin doch kein Kind mehr — ich bin eine Braut — eine Braut!" rief sie und brach plötzlich in Tränen aus.

Peretti wurde totenblaß und starrte, als ob er ein Gespenst gesehen, auf das Mädchen. Auch Toddy war heftig erschrocken. „Freut es Dich denn nicht, eine Braut — meine Braut zu sein?" forschte er angstvoll.

Aber Zora hatte sich bereits wieder gefaßt. In helles Lachen ausbrechend, das aber doch etwas Nervöses, Gewaltsames hatte, sagte sie: „Wie verstört er ist, der gute, dumme Junge! Natürlich freut's mich, Deine Braut zu sein. Daß ich weine — was tut das? Wenn man aufgeregt ist, weint man, das war von jeher meine Art."

Perettis Augen gingen scheu über sie hin. Er hatte von dieser ihrer Art noch nie etwas bemerkt.

Toddy ließ sich jedoch in seiner Harmlosigkeit an dieser Erklärung genügen. Er wurde wieder lustig und scherzte mit Zora, aber trotzdem lag fortan ein Druck auf der kleinen Tischgesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Mondschein am La Plata.

Der Bismarck-Dichter Max Bewer hat bei seiner nächtlichen Einfahrt in Buenos Aires über den uferlos breit erscheinenden La Platastrom die Anregung zu einem Stimmungsgedicht empfangen, das die „Deutsche La Plata-Zeitung" in der faksimilierten Handschrift des Dichters wiedergibt. Es lautet:

Mondschein am La Plata.
Ohne Ufer wandert einsam
Der La Plata in das Meer,
Keine Wälder rauschen Grüße
Hinter seiner Strömung her.
Keines Vogels Lied begleitet
Seines Herzens letzten Schlag,
Der von dieser ganzen Erde
Keinen Laut mehr hören mag!
Golddurchwühlt an seiner Quelle,
Blutgetränkt in seinem Lauf,
Gibt er in den Himmel starrend
Schweigend seine Seele auf!
Wie das Gold aus Inka-Tempeln
Strahlt der Mond auf ihn herab,
Was ihm Menschenhände raubten,
Wirft er leuchtend in sein Grab.
Die verklärten Fluten rauschen
Ruhiger die breite Bahn,
Und versöhnt mit seinen Leiden
Sinkt er in den Ozean!

z. Z. Buenos Aires, 12. August 1912.

Max Bewer, Dresden-Laubegast.

schwimmend zwischen Tisch und Sofa tot auf dem Fußboden liegen. Ein Arzt, der unterdessen eingetroffen war, stellte den Tod fest. Mittlerweile war auch die Schöneberger Kriminalpolizei mit mehreren Beamten erschienen. Nach Aufnahme des Befundes, bei dem festgestellt wurde, daß der alte Herr einen Schnitt und mehrere Stiche in den Hals erhalten hatte, wurde Pietruszewski zunächst nach der Revierwache und dann nach dem Polizeipräsidium gebracht. Nach dem Geständnis des Raubmörders Pietruszewski hat dieser den Rentier Fuß um Geld zur Ueberfahrt nach Argentinien ersucht. Als der Rentner sich weigerte, drang der Mörder mit gezücktem Messer auf ihn ein. Der Bedrohte gab ihm darauf sein Portemonnaie mit 190 Mk. Der Mörder aber glaubte nicht, daß Fuß nicht mehr Geld bei sich habe, und schlug ihn nieder. Als in diesem Augenblicke die Beamten erschienen, habe er sich erneut auf ihn gestürzt und ihn durch Messerstiche getötet.

Allerlei.

Der Schaden der schlechten Witterung. Welche Wirkung der nasse Sommer in diesem Jahre manchen deutschen Gegenden zugefügt hat, geht aus folgender Tatsache hervor: Der gesamte Schaden, der durch den Ausfall der Ernte hervorgerufen wurde, beträgt im Regierungsbezirk Hildesheim 20 Mill. Mark.

Opfer der deutschen Luftschiffahrt. Rund 30 Menschenleben hat die deutsche Luftschiffahrt bisher gefordert. Von diesen sind 15 allein in diesem Jahre dem Tode verfallen. Alle Getöteten verunglückten bei Versuchen und Flügen mit Flugzeugen. Deutsche Luftschiffe haben bisher keinen Todesfall herbeigeführt.

Unterirdische Fernsprechanlagen sollen jetzt auch im Fernverkehr eingerichtet werden, und zwar ist mit der Herstellung unterirdischer Fernsprechanlagen auf der Strecke Berlin-Magdeburg der Anfang gemacht werden. Man glaubt auf diese Weise große Kosten zu sparen, da die Wiederherstellung der oberirdischen Leitungen, die durch Schneewehen oder Sturm zerstört worden waren, im Laufe der letzten Jahre viele Millionen gekostet hat.

Ein Eichenwald auf dem — Boden des Kleinen Belts. Die Ausbaggerungsarbeiten, welche zurzeit gelegentlich der Anlage eines neuen Fährenlagers bei Snoghoi, auf der jütländischen Seite des Kleinen Belts, vorgenommen werden, haben einen wirklichen Eichenwald auf dem Boden des genannten wichtigen Durchfahrtsgewässers bloßgelegt. Man hat sowohl Baumstümpfe in großer Zahl, als namentlich weit verzweigte Wurzeln von alten Eichen gefunden. Es ist eine mühsame Arbeit, die letzten Reste dieser Waldriesen vom Meeresboden zu entfernen. Merkwürdiger Weise war das Holz, obwohl die Bäume viele hundert Jahre alt sind, noch ganz frisch! Der Fund der alten Eichen auf dem Meeresboden beweist, daß die Küste Jütlands beim Kleinen Belt in alten Zeit um etwa 25—30 Meter breiter gewesen ist. Der reißende Strom, der durch den Belt geht, hat im Laufe der Jahrhunderte das feste Land zum Teil weggefressen.

Von einem Bullen aufgespießt. Der Gutsbesitzer Ropf in Tridorf bei Dillenburg im Hessischen wurde von einem Bullen auf die Hörner genommen, aufgespießt und in voller Wucht ein Stück fortgeschleudert, so daß er mit zerschmetterten Gliedmaßen tot liegen blieb.

Ein alter Fuchs in die Falle gegangen. Ein alter Kautions- und Stellenschwindler, der namentlich eine Anzahl Kriegsveteranen um ihre Notgroschen gebracht hat, wurde von der Kriminalpolizei festgenommen, als er zwei Jahre nach Verübung seiner Gaunereien, nach Berlin zurückkehrte.

Ein Horn ist von Mars la Tour. Auf dem alten Schöneberger Kirchhofe in Berlin wurde der 67 Jahre alte Gerichtsvollzieher Schmidt zu Grabe getragen, der in der Schlacht bei Mars la Tour das Signal zu der Attacke geblasen hatte. Militärische Vereine und das Trompeterkorps des ersten Gardedragonerregiments erwiesen ihm die letzte Ehre.

Auf offener Straße erschossen. Die stille Landhausstraße in Wilmersdorf war in der Nacht zum Sonntag der Schauplatz einer Bluttat. Nach einem Wirthausstreit schoß der 33jährige verheiratete Architekt Wilhelm Geyr den 34 Jahre alten Automobilfabrikanten Hermann Heinze mit 5 Revolverschüssen nieder. Heinze starb nach wenigen Minuten. Der Täter wurde verhaftet.

Massenflüge von Tauben. Ein Kongreß deutscher Brieftaubenzüchter in Halle, beschloß, zur Feier des Regierungsjubiläums des Kaisers Massenflüge zu veranstalten und für diese Jubiläumsmedaillen prägen zu lassen.

Manöverunglück. Zwei Pontons sind beim Abbrechen einer bei Altötting über den Inn geschlagenen Brücke in der Nacht zum Sonntag untergegangen. 14 Pioniere seien ins Wasser gefallen und zwei von ihnen ertrunken.

Beim Reinigen eines Schornsteines erstickt. Der Schornsteinfeger Marklein in Königsberg, der einen Schornstein reinigte, als im Hause Feuer angemacht wurde, ist infolge Rauchentwickelung erstickt.

Ein Wirt von einem wütenden Stier getötet. In Weikertshofen (Oberbayern) wurde ein alter Hirt von einem wütenden Stier getötet. Der Bauer, der auf das Hilfegeschrei des Hirten mit seinen Hunden zur Hilfe eilte, wurde nur durch die Angriffe der Hunde auf das wütende Tier vor gleichem Geschick bewahrt.

Billige Anzüge. Zwei neue Anzüge für eine Mark verschaffte sich kürzlich ein unbekannter Gauner in Neukölln auf einem etwas nicht ganz gewöhnlichen Wege. Er mietete sich von einem Hauswirt eine Wohnung, die gerade leer stand, und ließ sich gleich die dazu gehörigen Schlüssel geben, um sofort einziehen zu können. Mit dem Mietsvertrag und dem Schlüssel ausgerüstet, suchte nun der neue Mieter ein Kleidergeschäft am Kottbuser Damm auf und kaufte zwei Anzüge für 90 Mark mit der Weisung, sie ihm mit quittierter Rechnung sofort nach der Wohnung zu schicken, wo er den Boten zur Bezahlung erwarten werde. Er empfing den Boten an der Tür, nahm ihm die Anzüge ab und gab ihm eine Mark mit dem Auftrage, sie irgendwo zu wechseln, damit er ihm ein Trinkgeld geben könne. Vergebens wartete der Bote, als er zurückkehrte, auf Einlaß, und ließ schließlich durch den Hauswirt öffnen. Von dem Mieter war keine Spur zu entdecken; Er war inzwischen mit den Anzügen verschwunden. Nur den Mietsvertrag und den Schlüssel hatte er zurückgelassen.

Bärenspur im Karwendelgebirge. Aus Weilheim wird gemeldet: Im Karwendelgebirge, das seit einigen Tagen mit Neuschnee bedeckt ist, wurde kürzlich die Spur eines Bären entdeckt. Daraufhin wurden die ganzen Jagdliebhaber von Mittenwald aufgeboten, um Jagd auf das Raubtier zu machen. An der Jagd beteiligten sich auch Herr Krupp von Bohlen-Halbach und dessen Bruder, die seit einiger Zeit auf der Vereinsalpe weilen.

Drei Knaben vom Baum geschossen. In Pisek bei Eger (Böhmen) hat ein Obstbauer drei Knaben mit gehacktem Blei von einem Apfelbaum heruntergeschossen. Der eine Knabe wurde getötet, der zweite schwer verletzt und der dritte fiel vor Schreck herab und brach ein Bein.

Opfer der Geschwisterliebe. Die zweijährige Tochter des Bahnbeamten Böhmer in Untersteinach fiel beim Spielen in die hochgehende Steinach. Ihr sechsjähriger Bruder, der das Schwesterchen retten wollte, ist mit ihm ertrunken.

Verbrennung entwerteter Millionenschätze. Im Königlichen Heizwerk zu Dresden wurden in Gegenwart der Mitglieder der Königlich Sächsischen Staatsschuldenverwaltung, darunter der Oberbürgermeister von Dresden Dr. Beutler, 55 Millionen Mark sächsischer Staatspapiere und rund 49 Millionen Mark eingelöster Zinsscheine verbrannt. Ein großes Publikum sah diesem Schauspiel mit gemischten Gefühlen zu.

Sie konnten zusammen nicht kommen. In einem Hotel in Bern stieg ein junges Paar ab. Als die beiden, die ihre Mahlzeiten auf ihrem Zimmer einnahmen, nicht öffneten, wurde das Zimmer erbrochen. Das Paar lag entseelt im Bett. Es wurde Morphiumvergiftung festgestellt. Die Toten sind der 27jährige Apothekergehilfe Hauser aus dem Kanton Glarus und die 20jährige Modistin Staegmann aus Goldiwil bei Thurn. Der Grund der Tat soll sein, daß ihre Eltern sich einer ehelichen Verbindung der jungen Leute widersetzten.

Hohe Lebensversicherungen. Gelegentlich des Attentates auf den König und Kronprinzen von Portugal hörte man, daß dieser mit 2 Millionen sein Leben versichert hatte, und es schien gar manchem merkwürdig, daß so reiche Menschen noch durch eine Lebensversicherung für ihr Alter oder für ihre Familie sorgen. Aber gerade die reichsten Menschen sind die besten Freunde der Lebensversicherungsgesellschaften. So ist z. B. Vanderbilt mit 50 Millionen versichert. Andrew Carnegie mit 60 Millionen, John Macdonald und Wannemaker mit je 80 Millionen, Rockefeller mit 120 Millionen.

Eine blutige Bauernschlacht. Infolge alter Streitigkeiten ist es in der spanischen Provinz Avila zwischen Bauern zu einer regelrechten Schlacht gekommen, die einen ganzen Tag dauerte. Die Opfer waren 25 Verletzte und fünf Tote. Einige Häuser sind in Brand gesteckt worden.

Unwetter und Ueberschwemmung. Das Regenwetter der letzten Tage beginnt in Belgien ernste Folgen zu zeigen. In der Umgebung von Aalst ist die Ernte so gut wie vernichtet; der Hafer verdirbt auf den Halmen. Der Preis für Hafer ist infolgedessen bereits um 40 v. H. gestiegen. In der Umgebung von Denderlieux steht in verschiedenen Ortschaften das Wasser einen Meter hoch. Die in dieser Gegend belegenen Ziegeleien mußten den Betrieb einstellen. Außer der Marne überschwemmt auch die Aisne weite Strecken Ackerlandes. In den Weinbergen verderben die Trauben an den Stöcken.

Die Angst vor dem berüchtigten französischen B.-Pulver ist jetzt so groß, daß die Schießübungen des dritten Hochseegeschwaders bei Brest und Quiberon nur unter Beobachtung der allergrößten Vorsichtsmaßregeln vonstatten gehen konnten. Das Pulver war auf Regierungsbefehl ausgeladen worden und in Leichterfahrzeugen nach der Toteninsel geschafft worden. Als die Schießübungen dann stattfinden sollten, mußte es, wohl oder übel, wieder eingeladen werden, was fern von der Reede geschah, um Unfälle zu vermeiden. Dann lud man es wieder auf Leichter, die isoliert auf hoher See ankerten, und schließlich wurde es abermals auf die Schiffe gebracht, bis es nochmals ausgeladen wurde, da sich das Geschwader für die gestern angekündigte Uebersiedelung nach Toulon bereit macht.

Der Prozeß gegen die Pariser Automobilbanditen, gegen die die Untersuchung schon Monate andauert, wird wahrscheinlich im Dezember d. J. stattfinden. Gegen 26 Banditen werden 8 Beschuldigungen wegen Mordes und 18 Beschuldigungen wegen Diebstahls erhoben. Nach den Feststellungen der Untersuchung haben die Banditen 7 Personen getötet und 12 verwundet. Vier der Banditen, darunter Bonnot und Garnier sind durch die Polizei getötet worden.

Eine öffentliche Sammlung für die Opfer der französischen Grubenkatastrophe. Der französische Minister der öffentlichen Arbeiten, Dupuy, kündigte die Eröffnung einer öffentlichen Sammlung zugunsten der Opfer der Explosion in Clarence an. Präsident Fallieres zeichnete fünftausend Franken, der Ministerrat ebenfalls fünftausend Franken.

Schweres Unglück auf einer elektrischen Bahn. Auf der elektrischen Bahn von Mentone nach Sospel (Dep. Seealpen) stürzte ein aus dem Motorwagen und einem Güterwagen bestehender Zug in einen 150 Meter tiefen Abgrund. Die beiden Zugbediensteten wurden getötet.

Unter dem Verdacht der Spionage sind in Dover drei Deutsche, die im Hafen photographische Aufnahmen machten, verhaftet worden.

Vom Blitz getroffen wurde auf dem Ozean der Transportdampfer „Bristol City", der jetzt im Newyorker Hafen eingelaufen ist. An Bord entstand ein Brand, der erst nach mehreren Stunden gelöscht werden konnte. Der Erste Offizier, der sich in der Nähe des zerstörten Mastes aufhielt, wurde gleichfalls vom Blitz getroffen und ist erblindet. Nur mit Mühe gelang es dem Kapitän, den Hafen zu erreichen, da das Feuer große Verwüstungen an Bord des Schiffes angerichtet hatte.

40 englische Arbeiter-Abgeordnete und sonstige Arbeiterführer haben sich in vier Gruppen zu einem Ausfluge nach Deutschland auf den Weg gemacht, um freundliche Beziehungen zwischen den Arbeitern beider Länder in die Wege zu leiten.

Der Exsultan von Marokko. Mulay Hafid ist nach Marokko zurückgekehrt, beladen mit Spielsachen, Grammophonen und anderen Andenken, für die er etwa 300 000 Franken ausgegeben hat.

Das Erdbeben. Alle Ortschaften, die in der Türkei bereits vom letzten Erdbeben heimgesucht worden waren, sind durch neuerliche Erdstöße zerstört worden. Bei Ganos brachen plötzlich große Wassermengen hervor, die aber bald wieder verschwanden. In der Nähe von Myriophito hat sich der Boden um einen halben Meter gesenkt.

Entsetzlicher Tod. Der amerikanische Multimillionär Salomon Luna ist in Socorro (in Mexiko) auf furchtbare Art ums Leben gekommen. Als er seine ausgedehnten Ländereien besichtigte, scheute sein Pferd vor einem großen Kessel, der zur Verarbeitung von Konservenfleisch diente. Luna verlor die Steigbügel und wurde in den mit kochenden Fleischstücken gefüllten Kessel geschleudert. Er konnte nur als Leiche herausgezogen werden.

Im Sturm untergegangen ist ein Schulkutter mit 24 jungen Seeleuten auf dem Michigan-See. Sechs Mann sind ertrunken, fünf werden außerdem noch vermißt.

Er will sich — beerdigen!

Die Geschichte spielte in Philadelphia. Eines Morgens erschien zur üblichen Dienstzeit ein Einarmiger auf dem Bureau des Stadthauses im Zimmer für Sterbefälle und bat um einen Erlaubnisschein für eine Beerdigung. „Und für wen brauchen Sie den Schein?" „Für mich!" „Ach Unsinn, Sie leben ja noch?!! Ich meine: Wer soll beerdigt werden?" „Nun ja, ein Stück von mir! Mein linker Arm!" „Ihr linker Arm — ??? Unverständlich! Vollkommen unverständlich!" „Ach, die Geschichte ist sehr einfach. Mein Arm ist mir bei einer Operation abgenommen worden; ich möchte ihm die letzte Ehre erweisen, Sie verstehen. Soll ich, der ich mir im vorigen Jahre erst für 10 000 Dollars ein Familiengrab erstand, das Recht nicht einmal haben, einen verstorbenen und ach, — wie sehr betrauerten Körperteil zu beerdigen?" Das sah der Beamte allerdings auch nicht ein, und so erteilte er ihm die Erlaubnis zur Beerdigung seines „verstorbenen Armes". Es war eine ansehnliche Leichenversammlung, Verwandte, Freunde, Bekannte und Neugierige, die an dieser „ergreifenden" (?) Feier teilnahmen, und der Verstorbene, oder, besser gesagt, der Ueberrest des Verstorbenen, hielt eine rührende Leichenrede etwa des Inhalts, daß er sich jetzt für einige Zeit von seinem teuren Arme trennen müsse; und so leid es ihm tue, er müsse der Hoffnung Ausdruck leihen, daß er noch recht, recht lange kein Wiedersehen zu feiern brauche. — Nach diesem teilweisen Leichenbegängnis begaben sich die nächsten Angehörigen und die geladenen Gäste ins „Trauerhaus", worauf sich an die Leichenfeier ein höchst fideler Leichenschmaus schloß. — Woraus man wieder einmal ersieht, was bei unseren Vettern jenseits des großen Teiches alles möglich ist.

Mitteilungen der Yoghurt-Centrale

Eine frohe Botschaft :: für Korpulente! ::

Es klingt fast widersinnig: „Der Yoghurt, das exquisiteste Nährmittel, das wir kennen, mit dessen Hilfe mit Leichtigkeit Gewichtszunahmen von 20 und mehr Pfund zu erzielen sind, ist unter gewissen Modifikationen auch imstande, ebenso grosse Gewichtsabnahmen herbeizuführen." Und doch ist dies garnicht so widersinnig, wie es auf den ersten Blick aussieht. Man denke nur an den hohen Nährwert der Milch und die heute so beliebt gewordenen Entfettungskuren mit einer reinen Milchdiät. Jeder Arzt, der die von dem russischen Leibarzt Dr. Th. Carell bereits vor ca. 40 Jahren empfohlene Milch-Kur (die sogenannte Carell-Kur), sowie auch die von Professor Dr. E. Metschnikoff, dem berühmten Leiter des Pariser Instituts Pasteur, in die ärztliche Praxis eingeführte Yoghurt-Kur kennt, wird zugeben müssen, dass die Vereinigung beider Kuren, die heute unter der Bezeichnung „Zehr-Majamin-Kur" bekannt geworden ist, ein geradezu ideales Mittel bildet, nicht nur das überschüssige Fett zum Einschmelzen zu bringen und dadurch den starken Leib, die breiten Hüften, das hässliche Doppelkinn zu beseitigen, sondern gleichzeitig auch eine gründliche Blutreinigung und Blutverbesserung herbeizuführen, um damit in zahlreichen Fällen die Wiederkehr des Fettansatzes zu verhindern.

In der Tat hat sich die Zehr-Majamin-Kur im Sturme die Gunst der Aerzte erobert, und alle Korpulenten, die sie bisher anwandten, können von ihrer ebenso frappanten wie wohltuenden Wirkung nicht genug erzählen.

Wer sich für die ebenso zweckmässige wie unschädliche und dabei billige Kur, die ohne jede Anstrengung und ohne Berufsstörung durchgeführt werden kann, interessiert — und jeder Korpulente sollte dies nicht nur aus kosmetischen, sondern auch aus gesundheitlichen Gründen tun — der lasse sich die aus der Feder eines praktischen Arztes stammende, hoch interessant geschriebene Broschüre „Die Entfettungskur der Zukunft" kommen, die wir gegen Einsendung von M. 0,20 in Briefmarken nebst einer Probe von Zehr-Majamin jedem Interessenten ohne irgendwelche Kaufverpflichtung zugehen lassen. Es dürfte niemand bereuen, diese wichtige, manches Neue bietende Broschüre aufmerksam gelesen und die Probe versucht zu haben. 51

Wenn Sie sich über „Yoghurt" informieren wollen, verlangen Sie kostenlose Zusendung von Proben und Litteratur der Yoghurt-Centrale Dr. J. Schaffner & Co. Berlin-Grunewald

„Kornfranck", das neue Volksgetränk

Kreuzstern

MAGGI's Suppen



sind die besten!

Mehr als 35 Sorten.

Achtung vor Nachahmungen.

Kluge Frauen

hüten sich vor nutzlosen Nachahmungen und verlangen bei Störungen sofort die echten Cito-Tropfen. Unschädl. i. Garantieschein. Preis Mk. 4.50, Nr. 2 extra stark Mk. 6.50. Warnung v. Nachahmung. Diskret g. Nachn. d. Chem. Laborat. **Willy Lehmann,** G. m. b. H., **Berlin 382 W. 30,** Neue Winterfeldtstr. 41. 42



Amtssparkasse Königssteele

(Bahnhof Steele-Nord)

Reichsbank-Giro-Konto: Steele, Postscheck-Konto: Köln Nr. 8182,

empfiehlt die Benutzung des Scheckverkehrs.

Es werden vergütet bei täglicher Verzinsung:

im Scheckverkehr 3%, für Spareinlagen 4%.

r 148 **Der Sparkassen-Vorstand.**



Tretbar's automatische Wagendächer.

Julius Tretbar in Grimma bei Leipzig

Einzige Kinderwagenfabrik, welche direkt für Private fabriziert und direkt liefert. Verlangen Sie umsonst und frei meinen Fabrikkatalog in Kinderwagen, Sportwagen, Klappsportwagen, Leiterwagen, Babybettgestellen, Kinderkörben. Puppenwagenfabrikpreisliste wollen Puppenwagenbedürfende extra verlangen. Eine Fabrikpreisliste in Reisekörben, Rohrkoffern, Kupeekoffern, Wäschekörben, Industriekörben auch allerhand Wirtschaftskörben verlange, wer hiervon braucht. Für Rohrmöbel sei meine reichhaltigste Möbelliste empfohlen, sie enthält: Sessel, Tische, Bänke, Liegestühle, Strandkörbe und Anderes. Sagen Sie, welcher obiger Artikel meiner Fabrikation Sie gerade interessiert, ich komme Ihnen kostenlos und ohne jede Verbindlichkeit für Sie mit reichhaltigsten Zeichnungen und billigsten Preisangaben näher. Sie wählen daheim ganz unbeeinflusst bei Kassakauf mit 10% Rabatt oder Teilzahlung geg. Kontrakt. Alles nach Ihren Wünschen. Schreiben Sie gefälligst an: **Julius Tretbar in Grimma bei Leipzig.** Aelteste, grösste Kinderwagenfabrik Sachsens.

Königliche höhere Maschinenbauschule

Hagen i. W.

für Maschinenbau und Elektrotechnik.

Beginn des Winterhalbjahres 11. Oktober.

Programm kostenfrei.

Landwirte!!



Kauft transportable **Hausbacköfen** und **Fleischräucher** nur bei der ersten und größten Spezialfabrik Deutschlands. **Anton Weber, Niederbreisig** i. Rhld. deren Fabrikate als die besten und billigsten bekannt sind. Neueste Preisliste gratis. Viele Zeugnisse über 10-jährigen Gebrauch. Ueber **40 000** Stück geliefert. 6221

Flechten

näss. u. trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füße

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte

geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei von schädl. Bestandteilen. Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.

Viel Eier

170 0

erhält man den ganzen Sommer und Herbst sogar ohne freien Auslauf durch die Beifütterung von **„Nagut"** Geflügelfutter. Zu haben bei **Ad. Schwager, Gustaa Kuhlmann,** Linden, **J. H. Stammen,** Dahlhausen.



Zur Saat empfehle:

1. Original-Absaat von F. von Loehows 6336

Petkuser Roggen

100 kg. 23,00 M. inkl. Sack ab Station Steele-Nord gegen Nachnahme, Muster kostenfrei.

H. Schulte-Vieting,
Freisenbruch bei Steele,
Fernsp. Amt Essen 1854.

General-Hauptagenten

erhalten bei einer in Deutschland genehmigten Kranken- u. Unfallversicherungs-Gesellschaft feste Anstellung bei gutem Einkommen. 45

Offerten an **Subdirektion der „Unitas", Versicherungsgesellschaft Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Straße 17.**

Dreher,

sowie

Hülfs- und Hofarbeiter

finden dauernde und lohnende Beschäftigung. 6302

Ver. Flanschenfabr. u. Stanzwerke, A.-G., Hattingen.

Vertreter von leistungsfäh. Zigarren-Fabrik gesucht. 6217

J. Stroot, Aachen.

Ibach

Kais. und Königl. Hof-Flügel-Pianino-Fabrikant, gegr. 1794

empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen **PIANOS** und Flügel in altbewährter Güte, IBACH PIANOLA-PIANOS, d. h. IBACH-Pianos mit **eingebautem** Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist u. Metrostyle, sowie Harmoniums. — Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH. Neuheit: **Transponierflügel** Pat. **F. v. Kraus-Ibach.**

RUD. IBACH SOHN,
BARMEN.

Handwerker- u. Kunstgewerbeschule, Essen-Ruhr

Beginn des Wintersemesters am 30. September 1912.

1. Abteilung für Maler einschl. graph. Zeichner, Buchdrucker und Kunstgewerbler.
2. Abteilung für Bau- und Kunstschlosser.
3. Abteilung für Raumkunst und Holzbearbeitung, bestimmt für Innenarchitekten, Bautechniker und Bauhandwerker — für Gärtner besondere Abteilung der Abendklassen.

Anmeldung (im Schulgebäude, ehemal. Rathaus Rüttenscheid, Zimmer 14) für die **Tagesschule baldigst zu jeder Zeit,** für die **Abend- und Sonntagsklassen** am **Freitag, den 27., Samstag, den 28. September,** abends 6—8 Uhr, und **Sonntag, den 29. September,** 10—12 Uhr **vorm.**

Ausser dem fortlaufenden Unterricht ist geplant im Wintersemester
1. ein Kursus für Schneiderinnen,
2. ein Kursus für Gärtner,
3. Kurse zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung,

wozu Anmeldungen jederzeit entgegengenommen werden.

Das **Schulgeld** beträgt pro Semester (Halbjahr):
1. für Tagesschüler (Vollschüler) Mk. 40.—,
2. für Halbtagsschüler (Abend- und teilweise Tagesunterricht) 16.— Mk. bis 16 Stunden wöchentlich, jede weitere Wochenstunde 1 Mk. mehr,
3. für Abend- und Sonntagsschüler 8 Mk. bis 8 Stunden wöchentlich, jede weitere Wochenstunde 1 Mk. mehr.

Das Schulgeld für Sonderkurse nach jeweiliger Festsetzung.

Anmerkung: Zu der Abteilung 1 sind auch Damen zugelassen. 6152

Der Direktor:
Alfred Fischer, Regierungsbaumeister.

Roggen, Weizen, Gerste usw.

wo zur Düngung echter Peru-Guano verwandt wurde, bekommen einen kräftigen, festen Halm und dabei gute und viele Körner.

Man verlange

Ohlendorff's „Füllhornmarke"

und achte unbedingt darauf, daß man diese Ware auch tatsächlich geliefert bekommt. 5880

Tüchtige, selbständige

Elektro-Monteure

sofort für dauernd gesucht.

Westdeutsche Elektr.-Gesellsch. m. b. H. 6440
Gelsenkirchen.

Suche zum 15. Oktober ein in Küche und Hausarbeit erfahrenes, zuverlässiges, ordentliches L 1018

Mädchen.

Frau Ingenieur W. Schmidt. Dahlhausen-Ruhr, Poststr.

Zu baldigem Eintritt wird ein zuverlässiger, selbständig arbeitender 6444

Heizer

zur Bedienung von 2 Flammrohrkesseln, sowie ein erfahrener

Maschinenschlosser

gesucht.

H. Hackert, Preßhefefabrik, **Westerholt,**
(Kreis Recklinghausen).

Zum 1. Novbr. ein älteres, zuverlässiges 6353

Dienstmädchen

in ein christliches Haus gesucht. Gute Behandlung und guter Lohn zugesichert.

Frau **Ernst Scheib,**
Barmen-Rittershausen,
Schwarzbachstraße 58.

1 Schmiedegesellen 6098

sucht.

Casp. Haarhoff,
Hattingen.

Hülsenfrüchte No. 26709.

„... Ich bin ganz und gar zufrieden mit Ihrem feinen Malzgeschmack, nie hätte ich das geglaubt. Von jetzt an nehme ich nur noch Kathreiners Malzkaffee trinken."

Frau Hasselt macht 61

Zweites Blatt zu Nr. 38.

Moskau.

An die alte Zarenresidenz Moskau knüpft sich die gewaltige Wendung in dem Geschick Napoleon I. Dort begann der Stern des allmächtigen Korsen zu sinken, um unaufhaltsam schnell gänzlich zu erblassen und unterzugehen. Daher nehmen auch an den Hundertjahrfeiern, die gegenwärtig in Rußland zum Andenken an die folgenschwere Ereignisse um und in Moskau veranstaltet werden, im Geiste alle diejenigen Völker teil, die unter dem Druck der Fremdherrschaft gelitten hatten, daher hatte man besonders in Deutschland inniges Verständnis für die Feste, die das benachbarte Zarenreich feiert. Wie dem tragischen Helden, so wurde auch Napoleon das durch beispiellose Erfolge gewonnene Uebermaß von Selbstvertrauen zum Verhängnis. Als Rußland zur Vorbedingung von Verhandlungen die Räumung Preußens von französischen Truppen gefordert hatte, beschloß Napoleon den Krieg, den er den zweiten polnischen nannte und der die Auslöschung Rußlands von der europäischen Landkarte herbeiführen sollte. Das am Ende Europas gelegene Moskau war von vornherein das Ziel, das der beleidigte Korse allen Warnungen zum Trotz zu erreichen suchte. Während Rußland selbst keinen Bundesgenossen hatte, mit England und der Türkei im Streit lag und mit beiden zur Abwehr Napoleons einen schnellen Frieden schließen mußten, wälzten sich zwei gewaltige Heeressäulen der russischen Grenze zu. Die nördliche, größtenteils aus Preußen und Polen bestehende Armee sollte unter Macdonalds Führung in Curland und Livland einbrechen, die vom Fürsten Schwarzenberg geführte südliche Armee, in der Sachsen und Oesterreicher überwogen, sollte Russisch-Polen angreifen; beide Heere sollten sich schließlich zum Vormarsch auf Moskau vereinigen. Im ganzen waren es rund 492 000 Mann Fußtruppen, nahezu 97 000 Mann Kavallerie und 21 500 Mann Artillerie mit 1372 Geschützen, die unter Napoleons Fahnen in Rußland einrückten.

Da Napoleon den Polen die erhoffte Wiederherstellung ihres Königreichs nicht gewährte, die Bauern und Beamten aber vor dem heranrückenden Feinde flohen, so gestaltete sich die Verpflegung des riesigen Heeres von vornherein außerordentlich schwierig. Die schlechten Wege hinderten die Bewegung des Trosses. Krankheiten und Todesfälle traten ein und mehrten sich. Napoleons Befehl blieb: Nach Moskau! Dort sollte ein dem Wiener ähnlicher Frieden geschlossen werden. Von dem Besitze Moskaus versprach sich der Eroberer die bereitwilligste Erfüllung jeder seiner Bedingungen durch Rußland. Die blutige Schlacht bei Borodino, die Rußland besser umgangen hätte, brachte keine Entscheidung, öffnete dem Korsen jedoch den Weg nach Moskau. Der russische Befehlshaber Kutusow erreichte zwar vor Napoleon die Gegend von Moskau, hütete sich aber, eine zweite Schlacht zu liefern, ließ den verblendeten Kaiser vielmehr in sein Verderben rennen. Kutusow wandte sich nach Süden, nachdem er vorher mit Rostoptschin, dem Gouverneur von Moskau, die Räumung und Inbrandsetzung der Stadt verabredet hatte.

Als sich die von den unsäglichen Strapazen ermüdeten und ausgehungerten Heereshaufen heranwälzten; in der Hoffnung, nun endlich einmal ausruhen und sich satt essen zu können, fanden sie eine wüste Stätte vor. Von den 240 000 Einwohnern Moskaus hatten alle bis auf 12 000 die Stadt verlassen, aus der auch alle Kunstschätze und Lebensmittel entfernt worden waren. Der Gouverneur hatte sämtliche Feuerspritzen beseitigen, die Zuchthäuser öffnen und von den Sträflingen gegen eine Geldentschädigung Feuer in den verschiedensten Stadtgegenden, das erste in seinem eigenen Palast, anlegen lassen. Napoleon, der zunächst in einem der verlassenen Häuser Wohnung nahm und erst später nach dem Kreml übersiedelte, wollte Verhandlungen anknüpfen; aber es war kein Unterhändler da. Die Zurückgebliebenen waren außer Fremden und Kranken nur Sträflinge und sonstiges lichtscheues Gesindel. Von den 2600 steinernen Häusern der Stadt waren 525, von den 6600 hölzernen nur 1797 übrig geblieben. Bis zum 20. September wütete der furchtbare Brand. Obwohl die Sterblichkeit unter den französischen Truppen furchtbar zunahm, und von den Pferden infolge Futtermangels täglich Hunderte verendeten, blieb Napoleon bis zum 17. Oktober in Moskau. So lange befand er sich in dem Irrwahn, von Moskau aus Rußland den Frieden diktieren zu können.

Der Rückzug aus Moskau durch die russischen Schneefelder bei einer Kälte von 28 Grad Reaumur und darüber richtete die entsetzlichsten Verheerungen unter den Truppen Napoleons an, und als diese sich doch noch am 28. November den Uebergang über die Beresina erkämpften, gelangten in zerstreuten Haufen von den 480 000 Mann, die nach Moskau gezogen waren, nur 400 Fußgänger und 600 Reiter in die Heimat zurück. Alle anderen fanden in Rußland ihr Grab. Es wäre den Preußen ein leichtes gewesen, jetzt Napoleon für immer den Garaus zu machen, doch hielt sie die Treue an dem erzwungenen Vertrage von diesem Schritt zurück. Erst ein volles Jahr später sollte der Befreiungskrieg stattfinden, dessen Jahrhundertfeier 1913 alle deutschen Stämme vereinigen wird.

Geschichten vom ältesten Rotschild.

Am 19. September sind 100 Jahre verflossen, seit der Begründer der großen Finanz-Dynastie der Rothschilds Mayer Amschel (Anselm) sein an Arbeit, Wagnissen und Erfolgen reiches Leben endete. Der herumziehende Handelsmann, der nicht hatte Rabbiner werden können und dann wenigstens als Münzenkenner und Münzensammler seinen wissenschaftlichen Trieb betätigte, war durch Rührigkeit und Redlichkeit zu einem wohlhabenden Agenten und Bankier geworden, der den festen Grund für die Weltmacht seiner Söhne geschaffen. In den engen Gassen des Frankfurter Ghetto war er groß geworden, und seine Glaubensgenossen sahen in dem kleinen Mann mit dem spitzen Bärtchen und den beinahe ärmlichen Kleidung ihren Wohltäter, zugleich aber auch den mächtigen Geist, der hinausgewachsen war über die engen Schranken des Judenviertels, der mit den Großen der Welt verkehrte und ihnen wohl gar bisweilen gebieten



Mayer Anselm Rothschild

durfte. Durch seine Münzensammlung hatte der bescheidene Agent die Aufmerksamkeit des Barons von Estorff erregt, des Vertrauten des späteren Landgrafen Wilhelm von Hessen, der ihn dann 1801 zum hessischen Hofagenten machte. Als der nun zum Kurfürsten gewordene Wilhelm 1806 vor Napoeon flüchtete, vertraute er seinem Agenten die Sorge für den Staatsschatz an, und Mayer Amschel sandte das Geld an seinen Sohn Nathan, der damals schon in England als Bankier Geschäfte machte. 120 Millionen Mk. erhielt Nathan mit der Post zugeschickt und verwaltete sie trefflich. Die Rückzahlung des Geldes und den ungeheuren Gewinn, den die Rothschilds dadurch erzielten, hat der alte Mayer Amschel nicht mehr erlebt; still und bescheiden wohnte er bis an sein Ende in dem engen Haus „Zum grünen Schild", und er hätte das Ghetto nie verlassen, weil er ihm seine Größe zu verdanken glaubte. Den Söhnen hinterließ er nicht nur viel Geld, sondern, was er höher schätzte, den Rat, sie sollten immer treu zu ihrem Glauben halten und stets im engsten Familienverband zusammenleben, „dann werdet Ihr die Reichsten unter den Reichen werden und die Welt regieren." Nach diesem Vermächtnis haben die Rothschilds gehandelt, und mit dadurch ihre einzigartige Stellung erlangt. Zugleich aber wirkte in ihnen der eigentümliche, vorsichtig schlaue Geschäftssinn, den schon der alte Rothschild gehabt. Diese spezifische Art Mayer Amschels wird am besten durch eine volkstümliche Geschichte illustriert, die man sich aus seinen Anfängen erzählte. Damals trug er noch als ein herumziehender Hausierer seinen Packen auf dem Rücken. Bei einer der mühseligen Wanderungen begegnete er einem wohlsituierteren Genossen, der sich sein Bündel bereits von einem Esel tragen ließ. Der glückliche Herr des Grautiers gestattete dem ärmeren Kollegen, dem Tier auch sein Bündel aufzuladen, was dieser mit freudigem Dank annahm. Schließlich kamen sie aber an ein kleines Flüßchen, über das nur ein schmaler, unsicherer Steg führte. Sogleich nahm Amschel sein Bündel vorsichtig wieder auf den eigenen Rücken. Der andere lachte ihn wegen seiner übertriebenen Aengstlichkeit tüchtig aus. Aber kaum hatte der Esel die Planke betreten, so fiel er auch schon mit den Waren seines Herrn ins Wasser und ruinierte sie völlig, während Amschel seinen Packen heil und trocken herüberbrachte.

Wie Manuskripte sein sollen.

Ein amerikanisches Blatt gab jüngst seinen auswärtigen Mitarbeitern ein paar beherzigenswerte Ratschläge: „Wenn es Ihnen möglich ist", so heißt es in dem neckischen Schreiben, „in anderer Weise als mit einer Feder und mit Tinte zu schreiben, so tun Sie es nur. Sie würden dadurch der Gefahr entgehen, in leserlicher Weise zu schreiben, und würden nicht die lästige Aufmerksamkeit der Redaktion und der Setzer auf Ihre bescheidene Persönlichkeit lenken. Sind Sie aber schon in der unangenehmen Lage, mit Tinte schreiben zu müssen, so benutzen Sie wenigstens kein Löschpapier, wenn Sie die Seiten umwenden; Löschpapier ist ganz entschieden veraltet. Machen Sie wirklich einmal einen Tintenkleks, so lecken Sie ihn mit der Zunge auf. Durch dieses Verfahren erreichen Sie, daß er einen weit größeren Flächenraum bedeckt, und ein intelligenter Setzer fühlt sich geschmeichelt, wenn er bemerkt, daß man von seinem Scharfsinn erwartet, daß er ohne jede Hilfe eine durch das obengenannte Verfahren und unleserlich gemachte Stelle entziffere. Wir sahen einmal, wie mehrere Setzer zusammentraten, um den Sinn eines Satzes, von dem nichts mehr zu sehen war, zu erraten. Sie fluchten wie die Müllkutscher, aber das war ein Zeichen ihrer fröhlichen Laune. Machen Sie ferner keine Satzzeichen, denn wir haben viel Zeit zu verlieren, und wenn Ihre Briefe Rebussen gleichen, so macht das durchaus nichts aus: es wird uns vielmehr ein um so größeres Vergnügen sein, wenn wir sie schließlich doch noch enträtseln. Geben Sie sich nicht die geringste Mühe, leserlich zu schreiben. Eine schöne Handschrift verrät immer die niedrige Herkunft, den untergeordneten Geist, während eine schlechte Handschrift gewöhnlich das Kennzeichen des Genies ist. Schreiben Sie Eigennamen möglichst inkorrekt; am besten ist es überhaupt, wenn Sie sie durchweg mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben. Jeder Setzer hat die Pflicht, die Vornamen und den Familiennamen eines jeden Individuums zu kennen: Mann, Frau oder Kind, ihm müssen sie alle bekannt sein, und es genügt daher vollständig, wenn man etwa den ersten Buchstaben des Namens erkennt. Natürlich passiert es uns manchmal, daß wir uns irren, und wir druckten z. B. letzthin ein Samuel Marigson für Lemuel Messenger; aber die gebildeten Leser unseres Blattes — und wir haben nur

Mannigfaltiges.

Ein Franzose über die Militärflieger von Döberitz

Die Franzosen scheinen nicht mehr ganz so sicher im Gefühl ihrer Ueberlegenheit auf dem Gebiete der Militärluftschiffahrt zu sein, als es bis vor kurzem noch der Fall war. Sie bemerken, daß auch bei den andern Völkern energisch an der Eroberung der Luft gearbeitet wird, und besonders die deutschen Fortschritte werden natürlich mit wachsender Besorgnis beobachtet. Um nun festzustellen, wie der Stand in Wirklichkeit ist, hat ein Mitarbeiter des Journal, Georges Prade, sich in Deutschland umgesehen und besonders auf dem Döberitzer Heerlager bestimmte Erkundungen zu machen versucht, deren Ergebnisse für die Franzosen nicht gerade beruhigend klingen. „Man ist hier", so schreibt er aus Berlin, „noch in der Periode der Arbeit und der ersten Resultate; aber ein gut ausgearbeiteter Plan wird hier mit eisernem Willen, mit unglaublicher Hartnäckigkeit befolgt, und das Geld ist zu seiner Durchführung im Ueberfluß vorhanden. Der Staat hat 15 Millionen Mk. ausgeworfen, und während Frankreich nur 4 Millionen durch Subskription aufgebracht hat, hat das deutsche Volk, das für die lenkbaren Luftschiffe schon 10 Millionen gezeichnet hatte, wieder 6 Millionen für die Flugmaschinen gestiftet. Von Zeit zu Zeit sieht man sehr fern über den Bäumen zwischen Döberitz und Potsdam einen kleinen schwarzen Punkt sich bewegen. Auf dem „Flugplatz" hört man sogar das Knattern von Mitrailleusen, während Flugdrachen in der Luft schweben. Wenn man dann jemand fragt, so wird er sehr geheimnisvoll sagen: „Das sind die Tauben!" Diese „Taube" ist überall populär, und jedermann kennt sie nach den Bildern; aber es gibt auch militärische „Tauben" in Döberitz, von denen man kein Bild erhält." Prade schickt eine Photographie der Taube mit, und erzählt dann, daß ein neugieriger Freund eines Tages doch in das Heerlager eindringen konnte. In einem sorgfältig geschützten Schuppen war da eine Taube, ein wirklicher kleiner Luftpanzerkreuzer, und am Vorderteil unten befand sich eine prächtige Mitrailleuse, deren Kolben am Sitz des Passagieres endete. Das war in der Tat ein „Zerstörer" der Luft, der andere Flugmaschinen, d. h. die unseren, zu bekämpfen bestimmt ist. Ein lautes Rauschen zog über den Kopf des Freundes hinweg, er hob die Augen, und durch ein kleines Fernrohr erkannte er unter dem blanken Stahlleib des Kriegsvogels ein kleines Stahlrohr, das in der Sonne blinkend daran hing. Die Mitrailleusenmaschine flog. Das sind also die Tauben von Döberitz. Es gibt hier 12 von diesen Maschinen und man will noch 50 haben. 12 Offiziere, gute Flieger, die niemals in der Oeffentlichkeit erscheinen und von denen man nie sprechen hört, haben ihre Führung; man braucht 60 gute Piloten, die noch fehlen, obwohl gegenwärtig bereits 85 Flieger-Offiziere das Patent erhalten haben. Man bemüht sich in Döberitz, diesen mächtigen schnellen Kriegsapparat, der rasch die Höhe gewinnt und gepanzert ist, um den Kugeln zu widerstehen, und der eine Mitrailleuse hat, um den Gegner zum Sinken zu bringen, geheimzuhalten; aber man macht damit Versuche und wirkliche Schießübungen. Ich habe nicht darüber zu urteilen. Die Erfahrung allein wird entscheiden können . . ."

* Was Spielhöllen abwerfen.

Durch einige Aufsehen erregende Vorfälle der jüngsten Zeit ist die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit wieder stärker auf jene Unterwelt des Spiels und der Spielleidenschaft gelenkt worden, die sonst in ein geheimes und verschwiegenes Dunkel gehüllt bleibt. Aber während bei uns die Spielhöllen durch die Strenge des Gesetzes zu einem lichtscheuen Treiben verurteilt sind, entfalten sie in andern Ländern viel lauter und öffentlicher ihr Wesen und sind zu schweren, bedrohlichen Gefahren des sozialen Lebens herangewachsen. In London, in Newyork und Paris sind in den letzten Jahren luxuriöse Spielhäuser wie die Pilze emporgeschossen, verschlingen Millionen und fordern zahllose Opfer. Gewaltige Summen werden in diesen Kämpfen der Göttin Fortuna geopfert, wenngleich man nur selten erfährt, wieviel der Einzelne hier zurückläßt. Eine gutunterrichtete englische Zeitschrift teilt darüber eine Reihe interessanter Zahlen mit. In London verlor in jüngster Zeit ein hervorragender Vertreter des englischen Rennsports bei einer einzigen Sitzung im Baccarat 80 000 Mark und ein bekannter Peer wurde dort in einer Woche um 300 000 Mark erleichtert. Besonders werden die Frauen leicht zu wehrlosen Opfern der furchtbaren Leidenschaft. So ist es nichts Ungewöhnliches, daß Damen der Gesellschaft Tag für Tag 2000—10 000 Mark verspielen. Dieses Fieber wütet so stark in den höchsten Kreisen der britischen Gesellschaft, daß viele Frauen für nichts anderes mehr Interesse haben. Das Aufheben der einen oder anderen Spielhölle, die Verurteilung der Inhaber zu großen Geldsummen, die sie bereitwillig zahlen, weil sie bereits das Hundertfache davon verdient haben, nützen wenig. Denn rasch entstehen neue Spielhöllen in anderen Vierteln: die Köpfe dieser Hydra wachsen mit erstaunlicher Schnelligkeit nach. Der durchschnittliche Verdienst des Leiters einer solchen Spielhölle ist mit 20 000 Mark pro Woche niedrig angegeben. Der Croupier eines dieser Tempel der Fortuna im Londoner Westend, in dem die vornehme Gesellschaft verkehrte, zog sich mit einem Vermögen von 2 Millionen zurück, das er in sehr kurzer Zeit „erworben" hatte. Der Besitzer erhält gewöhnlich dafür, daß er das Lokal hergibt und alle Gefahren auf sich nimmt, von den Leitern des Spiels einen bestimmten Prozentsatz des Gewinnes, der sich auf 4—6000 Mark für die Sitzung beläuft. In Frankreich führt der Staat, um das Spielen so viel als möglich zu beschränken, über etwa 150 Spielhöllen, die dadurch anerkannt sind, eine polizeiliche Aufsicht. Aber die Polizei gibt selbst zu, daß die Häuser, in denen gespielt wird, viel zahlreicher sind, und schätzt sie in ganz Frankreich auf wenigstens 4000. In Paris gibt es 200—300 unerlaubte Klubs, in denen allnächtlich sehr hoch gespielt wird. Was dabei verdient wird, läßt sich aus der Tatsache ermessen, daß die Gewinne der vom Staat anerkannten Spielhöllen im vergangenen Jahr mehr als 50 Millionen Mark betrugen. Die heimlichen französischen Spielklubs werden gewöhnlich von dunklen Existenzen geleitet, die bereits vielfach bestraft sind und einer Aufhebung und Verurteilung ohne Scheu entgegensehen. Mancher dieser Leute gewinnen kolossale Vermögen. So konnten drei Brüder — der eine von Beruf ein Kutscher der andere ein Koch und der dritte ein Lakai — nach mehrjähriger „angestrengter" Arbeit in Spielhöllen ein Vermögen von 30 Millionen unter sich teilen. Der Verdienst eines Spielhöllenbesitzers, der als kleiner Restaurateur begann, wird jährlich auf 2 Millionen, sein Vermögen auf 40 Millionen geschätzt.

Vergnügen. Ein Reisender kam in einem Gasthof an als der Wirt einen jungen Menschen durchprügelte. Der Reisende fragte, ob dieser sein Sohn sei. „Nein", versetzte der Wirt, „es ist mein Neffe, der sich einige Tage zum Vergnügen bei mir aufhält."

gebildete Leser — haben das schon selbst berichtigt. Wir empfehlen Ihnen auch, das Blatt Papier auf beiden Seiten zu beschreiben, und wenn beide Seiten beschrieben sind und Sie vielleicht noch ein paar hundert Zeilen zu schreiben haben, so genieren Sie sich nur nicht: schreiben Sie ruhig quer. Ein Redakteur ist im siebenten Himmel, wenn er ein Manuskript solcher Art in die Hand nimmt. Wenn der Verfasser es selbst in die Redaktion brächte, würde er geradezu beglückwünscht werden. Und noch eins: wenn Sie mit Ihrem Artikel fertig sind, behalten Sie ihn ruhig noch einige Tage in der Tasche, ehe Sie ihn abschicken, und vergessen Sie vor allem nicht, eines der Blätter zu verlegen oder zu verlieren."

Exzellenz am Telephon.

Eine heitere Manöver-Anekdote von E. W.

Die reitnde Abteilung des N.ten Feldartillerie-Regiments hatte während des Manövers den Befehl erhalten, das kleine Städtchen R., das so günstig lag, daß es nur von einer Seite her angegriffen werden konnte, zu decken. Man erwartete in den allernächsten Tagen einen Nachtangriff durch eine größere Kolonne Infanterie.

Bereits am frühen Morgen setzte sich die Abteilung in Marsch, um genügend Zeit für die Aufstellung und Verschanzung der Geschütze, für Feststellung der Entfernungen, Sicherung und Deckung der Mannschaften, Bespannung, Munition, Proviant u. a. m., zu gewinnen.

An Ort und Stelle angekommen, währte es auch nicht allzulange, und die ganze Abteilung stand in ausgezeichneter, gesicherter Feuerstellung bereit und konnte nun den heranrückenden Feind zu jeder Zeit erwarten.

Seine Exzellenz der Herr General, der sich wenige Kilometer entfernt von diesem Angriffspunkte bei dem kleinen Städtchen R. befand und sich mit seiner Haupttruppenmacht, deren Ausläufer fast bis zu dem kleinen Städtchen reichten, ebenfalls verschanzt hatte, ließ es sich nicht nehmen, der reitenden Abteilung einen Besuch abzustatten, um von ihrer Aufstellung genau Kenntnis zu nehmen. Interessant für ihn war auch ferner die telephonische Verbindung und Bedienung der einzelnen Geschütz-Deckungen miteinander. Im Laufe des Nachmittags, nachdem ein gelinder Regen eingesetzt hatte, erschien Seine Exzellenz bei der in Bereitschaft stehenden Abteilung. In seinem Gefolge befanden sich der Herr Oberst, einige Abteilungschefs und Hauptleute sowie die Herren Adjutanten. Nach kurzer Meldung des Abteilungschefs bei Seiner Exzellenz stiegen sämtliche Herren ab, und der Herr General begab sich darauf mit seinem Gefolge zu den zunächst stehenden Geschützen, und nach denen Besichtigung betr. Deckung usw. zu einem der angelegten Telephone.

Um sich nun von der Verständigung zwischen den einzelnen Geschützen zu überzeugen, ergriff Exzellenz den Hörer und rief das am weitesten entfernt liegende Geschütz mit folgenden Worten an: „Nun, mein Junge, regnet es bei dir auch — und, kannst du mich gut verstehen?" — Gleich darauf erhielt er von dem das Telephon bedienenden Kanonier die Antwort: „Verstehen kann ich dir ganz gut — aber, glaubst du, daß hier bei uns etwa die Sonne scheint, du oller Quatschkopf, du? Komm' doch mal aus deinem Loch heraus und steck die Nase in die Höh', dann wirst du's schon fühlen, ob die Sonne scheint, oder ob es regnet!" —

Seine Exzellenz hängt schleunigst den Hörer wieder an, sein Gesicht zog sich in grimmige Falten, man sah es ihm an, daß da etwas nicht in Ordnung war, doch hatte man leider nichts gehört! Aber, sich zum Gehen umwendend und mit nun erheiterten Gesichtszügen die Deckung verlassend, sagte Exzellenz:

„Das Telephon funktioniert ausgezeichnet — ich bin erstaunt — wirklich vorzügliche Verständigung! — Doch, ich möchte gerne einmal den Mann kennen lernen, mit dem ich mich soeben telephonisch unterhalten habe; bitte, meine Herren, wir wollen aufsitzen und zu dem Geschütz reiten!"

Nachdem alle Herren aufgesessen, begab man sich zu dem letzten Geschütz, und der Herr General rief den Kanonier, der das Telephon bediente, zu sich heran und sagte:

„Wissen Sie denn auch, mit wem Sie soeben telephonisch gesprochen haben?"

„Zu Befehl, nein, Exzellenz!"

„Nun, Sie haben mit — mir gesprochen, und, was Sie mir gesagt haben, das wissen nur wir beide. Doch, wie ich von Ihrem Herrn Chef soeben gehört habe, sind Sie ein tüchtiger Soldat, und tüchtige Soldaten verdienen, belobt zu werden. Ich lobe Sie hiermit — für Ihre Schlagfertigkeit und mache Sie dafür zum — Gefreiten! Doch eins möchte ich Ihnen noch sagen: Wenn Sie wieder einmal telephonieren, dann immer erst hübsch fragen: Wer dort? — Hier Kanonier X. — Geschütz 6! — Verstanden?"

„Zu Befehl, Exzellenz!" —

Auf dem Rückwege erzählte der Herr General seinem Gefolge unter großer Heiterkeit sein Zwiegespräch mit dem Kanonier, das ebenfalls mit allgemeiner großer Heiterkeit aufgenommen und nun das Tagesgespräch wurde.

Der ausgegipste Dieb.

Ein Pariser Zahnarzt, Dr. Rousseau, ging vor einigen Tagen mit seiner Frau auf dem Boulevard Clichy spazieren. Plötzlich drängte sich ein junger Mensch an das Paar heran, entriß der Frau ihre Handtasche mit 60 Franks und gab schleunigst Fersengeld. Der Ueberfall war so jäh erfolgt, daß die beiden Gatten sprachlos blieben, bis der Dieb im Menschengewühl ihren Blicken entschwunden war. Gleichwohl sagte Dr. Rousseau, als er seiner Verblüffung Herr geworden war: „Ich habe den Strolch genau gesehen. Ich werde ihn jederzeit wiedererkennen." Und siehe da, eines Nachmittags erlebte der Zahnarzt die Ueberraschung, seinen Dieb in sein Arbeitszimmer eintreten zu sehen und von ihm ganz harmlos um die Behandlung eines schadhaften Zahnes ersucht zu werden. Der Dieb war sehr unvorsichtig oder er hatte kein Glück. Sicherlich hatte er weniger Personengedächtnis, als Dr. Rousseau, denn er erkannte diesen nicht. Diesmal behielt der Zahnarzt seine volle Geistesgegenwart. Er ließ seinen Besucher sich auf den Operationsstuhl setzen und den Mund weit öffnen. „Ich muß Ihren Oberkiefer abformen," sagte er, rührte rasch einen Gipsbrei an und klatschte ihm dabei die Gaumenwölbung voll. Dieses Verfahren erforderte große Behendigkeit, denn der Gips erstarrt sehr schnell. Dr. Rousseau beeilte sich aber gar nicht, sondern wartete ruhig die nötige Anzahl Minuten und als die Masse steinhart geworden war, sagte er dem Dieb: „Jetzt noch eine kleine Förmlichkeit. Sie haben vorgestern meiner Frau eine Handtasche mit 60 Franken gestohlen. Ich muß Sie deshalb zum Polizeikommissar führen. Seien Sie ganz ruhig. Es ist dicht nebenan." Der Dieb war nun zwar gar nicht ruhig, es blieb ihm aber nichts übrig, als mit weitaufgesperrtem, gipsgefülltem, versteinertem Mund dem Zahnarzt zu folgen. Auf dem Revieramt schrieb er, da er nicht sprechen konnte, ein reumütiges Schuldbekenntnis nieder und erklärte sich bereit, den Raub zu erstatten. Das tat er auch auf der Stelle, worauf der Zahnarzt seine Diebstahlsklage zurückzog und ihn mit Hammer und Meißel von der Steinhülle des Oberkiefers und Gaumens befreite. Die beiden verließen einander ohne den üblichen Händedruck, und Dr. Rousseau bedauerte nachträglich nur, daß er von seinem Diebe nicht auch das Honorar für die zahnärztliche Behandlung gefordert.

Harakiri.

Die alte durch die Religion des Buschido geheiligte Selbstmordform des Harakiri ist im modernen Japan nach den Vorschriften des Strafgesetzes und nach den Anschauungen der Wissenschaft eine überlebte und verpönte Sache. Welche Macht aber dieser wilde und barbarische Brauch auch heute noch im Lande der aufgehenden Sonne über die Gemüter besitzt, das zeigt in einem erschütternden Beispiel der Tod, den sich Graf Nogi und seine Gemahlin an der Bahre des Mikado selbst gegeben haben. Einige weniger erlauchte Männer waren ihm in dieser Hingabe für den Herrscher bereits vorausgegangen: Ein Kaufmann hatte sich sogar während der Krankheit des Kaisers getötet, damit seine Seele anstelle der Seele des erhabenen Herrschers vom Schicksal angenommen werde. Das Harakiri ist ein Brauch, der im Japan der Telephone und Flugmaschinen noch unerschüttert fortbesteht. Bald begeht ein Stationschef an der Eisenbahn Harakiri, weil der Zug des Mikado ohne sein Verschulden 10 Minuten Verspätung hat. In früheren Zeiten war das Harakiri ein unantastbares Privileg der Samurais, von denen Nogi abstammt, die dadurch das Recht erhielten, die über sie verhängten Todesurteile selbst zu vollziehen. Dem Verurteilten wurde Ort und Stunde seines Todes angekündigt und nur als Zeugen wohnten einige Beamte der feierlichen Todeszeremonie bei. In einem weißausgeschlagenen Tempel versammelten sich dann die Freunde des Todgeweihten und im weißen Trauergewand erschien der Verurteilte. Vor ihm auf einem zierlichen weißen Tisch lag das Schwert, sorglich in weißes Pergament gewickelt, sodaß nur einige Zentimeter der scharfen Spitze freiblieben. Mit feierlicher Gebärde setzt der Verurteilte sich nieder, langsam und gemessen schlägt er sein Gewand zurück und greift dann zum Stahl. Ein Freund von ihm, der das Ehrenamt des Sekundanten übernommen, der Kaissalu, steht hinter ihm. Und während der Verurteilte mit dem spitzen Stahl sich den genau 20 Ztm. langen traditionellen Schnitt beibringt, gibt er dem harrenden Freunde ein Zeichen. Der Sekundant hebt seine Waffe und einen Augenblick später rollt das Haupt des Verurteilten zu Boden und das weiße Gewand rötet sich mit warmem Blute. Noch 1871 starben die verurteilten Samurai auf diese Weise. In drei Fällen befiehlt der japanische Ehrenkodex das Harakiri: um der Entehrung zu entgehen, um einen Freund zu retten oder als Akt der Sühne und des Opfers, als Zeichen der Treue über den Tod hinaus. Auch als Protest ist dies Mittel öfters angewandt worden. So begingen 40 japanische Offiziere nach dem japanisch-chinesischen Kriege, als Japan unter dem Druck der Mächte den Preis seines Sieges, die Liatung-Halbinsel, Rußland überlassen mußte, Harakiri, um so durch ihren Tod gegen die Nachgiebigkeit zu protestieren, die sie als Feigheit empfanden. Ein Schimmer der Bewunderung und des Ruhmes umschwebt die Selbstmörder, die auf diese Weise geendet, ihr Andenken erscheint geheiligt und in einer viel leuchtenderen Gloriole, als das berühmter Selbstmörder des Abendlandes, eines Sokrates, Cato, Brutus und Senexx.

Familientragödie vor Gericht.

Das Nachspiel einer tieftraurigen Familientragödie beschäftigte die elfte Strafkammer des Landgerichts in Berlin. Auf der Anklagebank saß der anscheinend schwer leidende, 64jährige Kassierer Julius Sonntag unter der Beschuldigung, seine Ehefrau auf deren Verlangen getötet zu haben. Die Eheleute lebten in glücklicher Ehe, die nur durch ein schweres Leiden der Frau getrübt war. Diese litt an hochgradiger Wassersucht und daraus entstandener schwerer Nervosität und sehnte sich nach dem Tode. Der an asthmatischen Beschwerden leidende Ehemann hatte infolge dieses Jammers auch keine Lust mehr am Leben, und so reifte in den beiden alten Leuten der Entschluß, sich gemeinsam zu töten. Am 28. Januar ds. Js. verriet Frau Sonntag ihrer sie besuchenden Schwester, daß sie ihrem Mann 5 Mk. zum Ankauf eines Revolvers gegeben habe, da sie das Leben nicht mehr ertragen könne. Die Schwester suchte ihr diese Gedanken auszureden, sie ahnte aber nicht, daß schon der nächste Tag die furchtbare Bestätigung dieser Andeutung bringen würde. Als der Sohn des Angeklagten am Tage darauf aus dem Geschäft nach Hause kam, fand er den Vater besinnungslos auf dem Sofa liegen. Er hatte sich mehrere Revolverschüsse in den Kopf beigebracht und die Pulsader am linken Arm aufgeschnitten und reagierte auf Anreden nicht. Vor ihm auf einem Sessel saß die Mutter, völlig ermattet, aber noch bei Besinnung. Auch sie hatte zwei Schußwunden im Kopf. Auf die entsetzte Frage des Sohnes, was denn vorgefallen sei, erklärte die Mutter, es sei nichts von Bedeutung: der Vater habe auf sich geschlossen, und da habe sie einen Streifschuß abbekommen. Beide Eheleute wurden nach dem Krankenhaus Am Friedrichshain gebracht, wo die Frau, deren Verletzungen an sich nicht tödlich waren, nach zwei Tagen starb, während der Mann trotz seiner viel schwereren Verletzungen mit dem Leben davonkam. Gegen ihn wurde die Anklage auf Grund des § 216 St.-G.-B. (Tötung auf Verlangen des Getöteten) erhoben. Er gab zu, mit seiner Frau den Plan gefaßt zu haben, aus dem Leben zu scheiden, bestritt aber, auf seine Frau geschossen zu haben. Diese habe den Revolver vielmehr selbst gegen sich gerichtet, und erst, als sie in den Sessel zurückgesunken war, habe er sich die schweren Verletzungen beigebracht. Nach sehr eingehender Beweisaufnahme hielt das Gericht in Uebereinstimmung mit dem Staatsanwalt den Fall nicht für genügend aufgeklärt und erkannte auf Freisprechung.

Allerlei.

Während seiner Bereisung von Deutschostafrika hat Staatssekretär Dr. Solf auch dem König von Uganda einen Besuch abgestattet. Das Wegenetz war in verschiedenen Teilen dieser aufblühenden Kolonie soweit ausgebaut, daß einzelne Fahrtstrecken im Automobil zurückgelegt werden konnten. Dr. Solf machte auch einen Abstecher nach Britisch-Ostafrika, in dessen Hauptstadt Nairoli er von den englischen Behörden empfangen wurde. In Muansa auf deutschem Gebiet besichtigte der Staatssekretär die Baumwollfelder der Eingeborenen, die dort schon zu regelmäßiger Arbeit erzogen sind.

Eine Reihe Spionageprozesse kommen demnächst vor dem Reichsgericht in Leipzig zur Verhandlung, nachdem die Gerichtsferien beendet sind. Inzwischen machen noch immer neue Spione von sich reden. Bei einer Festungsübung bei Lötzen (Ostpreußen) wurden zwei elegante Fremde beobachtet, als sie skizzierten und photographierten. Als man sie festnehmen wollte, entflohen sie, doch konnte einer festgenommen werden.

Sprichwörter und Redensarten in plattdeutscher Mundart.

Hä es ganz ut 'em Hüsken.
Hä es im Iwer.
Hä es so schlickrig as 'n Oahl.
Hä kömmt ahngekruoppen as 'n Schniäggel.
Hä es vam Piärd op 'n Jesel kommen.
Hä schlöäpet as 'en Hase met uoppenen Ohgen.
Help di selwer, so helpet di Guott.
Hä hiätt 'n Woart as 'n Bessenbinner.
Hä hiätt sick in 'n Knüpp führt.
Hä es so bange es 'ne Järfte im Pott.
Hä hiätt et knußendick ächter dä Oahrn.
Hä es 'n Allermanns Fründ.
Hä schwöärt däm Düwel en Been af.
Hä hiätt et füör 'n Appel und 'n Ei kofft.
Hä schlöpet as 'n Pingsvoß.
Hä settet de Hacke op.
Hä süht gähne de Sunn' in't Waater schienen.
Hä hiätt sick in de Nietteln satt.
Hä hiätt watt lüen hoart, oawer hä weht nitt, wo de Klocken hanget.
Hä es däm Düwel ut tem Tonister sprungen.
Hä liekt drin as 'ne Uhle ut 'm Nausluock.
Hä süht ut as 'n Höpken Elend.
Hä schüwet doahiär, as wenn hä Lüse in dän Oahren härre.
Hä hiätt watt in de Mauh.
Hä maut van vüarn wie-e anfangen.
Hä es so unlirg, as wenn hä ne Hippe schlachet härr.
Hä spoket met annermanns Geld.
Hä lätt siener Frau de Teewen nitt koalt wärn.
Hä hiätt en Magen as en Zuldoatentonister.
Hä hiätt de unrächten Pannen op 'em Daak.
Hä es te krank tom stiärwen.
Hä speert sick as ne Hucke op de Mißgaffel.
Hä hiätt en Küorfken kriegen.
Hä hiätt de Schnute ümmer vüan am Enne.
Hä hiätt glaserne Ribben.
Hä seiket den Kähl, dä de Arbeet erfunnen hiätt.
Hä schmitt met de Wuorst noa de Siehe Speck.
Hä fällt mit de Düähr in 't Hus.
Hä ritt dat Mühl uoppen, aß wenn 'nen Heiwagen rinföhern söll.
Hä sittet doa as 'ne Ahpe op en Pädsken Tuback.
Hä bellt sick watt in.
Hä hiätt lange Finger maket.
Hä mäket en Gesichte, as wenn iäm 'ne Lus üöwer de Liäwwer lohpen wör.
Hä mäket bloa.
Hä wenket met de Scheünendüahr.
Hähren Gunst wätt boall to Dunst.
Hä es im Dampe.
Hä graft unnerm Tun.
Hä es so stark aß Mostert, bloß nich so kräftig.
Hä beniemt sick, as 'n Jesel op'm Prumenbohm.
Hä steht doa, aß wenn hä mett Brie beguotten wör.
Hochmaut kömmt vüör dän Fall.
Hä settet sick op de Aechterbeene.
Hä hiätt eenen strieken loaten.
Hä hiätt det leste Hei op de Röpe.
Hä es so oprichtig as en Kauhstiätt.
Hä stiecket 'nen Hundsfuott in de Tasche.
Hä maut de Kappe ok noch unnern Ahm niämmen.
Hä es te dumm, mett däm Jesel te danzen, un wenn man iäm den Stiätt inne Hand deit.
Hä geht met den Haunern noam Bedde un steht met den Haunern wier op.
Hä es oppem Waagen te kuort un op de Kaah te lang.
Hä hiätt watt inne Ribben.
Hä es mett de Hippe inne Brommelten.
Hä maat iäm mett em Kniereimen den Rüggenstrank.
Hä well mi de Tiänne lang maaken.
Hauner wäch, de Voß kömmt.
Huoppen un Harren mäket manchem tom Narren.

Familien-Freund
Quark mit ¼ Ltr. Milch, ¼ Ltr. Rahm und Mehl und vermische es mit Semmeln und Speck, worauf man Harzer Käse gerieben hat, gebe etwas Majoran und Pfeffer hinzu und backe es in Butter gelb. Harmonie sie verband, daß sie sich von

harmonie sie verband, daß sie sich von ganzem Herzen zugetan waren.

Eine Zeit traumhaften Glückes war gefolgt. Nie wurde ein Wort von Liebe zwischen ihnen laut, und doch fühlten sie sich eins in dem Bewußtsein der heißen, starken Kraft treuer, uneigennütziger Liebe.

Da lernte Thesi auf einem Balle den Baron Hochfelden kennen, auf den sie einen nachhaltigen Eindruck machte. Er zeichnete sie in auffälliger Weise aus, machte ihrer Mutter seinen Besuch und warb alsbald in aller Form um sie.

Sie dachte nicht daran, seinen Antrag anzunehmen, aber Frau von Dittmar ließ gar keine Einwendungen gelten, wußte so viel von ihrem Unglück, ihren ständigen Sorgen zu sprechen, daß Thesi es für ihre Pflicht hielt, der Mutter wegen ihrem Herzenswunsch zu entsagen und den ungeliebten Mann zu erhören.

Frau von Dittmar wußte nichts von dem Liebestraum ihrer Tochter, und auch jetzt wagte Thesi nicht, von ihren Wünschen und Hoffnungen zu sprechen, sie wäre ja doch nicht verstanden worden.

In ihrer Weise liebte diese Frau ihr Kind und war ihr eine gute Mutter, aber ihre kühl berechnende Natur ließ kein wärmeres Einverständnis zwischen ihnen aufkommen.

Seufzend setzte Thesi den breitrandigen Strohhut auf die dunklen Locken. „Adieu, Mama," sagte sie leise, „sei versichert, daß ich, so weit es in meiner Möglichkeit liegt, auch ferner deine Erwartungen erfüllen werde."

„Du gehst nicht!" rief die Mutter, „ich werde dein seltsames Verhalten dem Baron gegenüber zu rechtfertigen suchen."

Aber Thesi war schon zur Tür hinaus. Sie wollte früher als der Baron auf dem Buchholz sein, um noch einmal ernst mit sich zu Rate zu gehen.

(Schluß folgt.)



Von Laura Vincent.

Allerlei Klöße.

Schinkenknödel: Fünf altbackene Semmeln schneidet man in kleine Würfel, ein Pfund mageren Schinken wiegt man fein und gibt ihn unter die Semmeln. Außerdem zerläßt man ein eigroßes Stück Schmalz oder Suppenfett und gießt es darüber. Unterdessen zerquirlt man 8 Eier mit ¼ Liter Milch, gibt Brot und Fleisch dazu und rührt ¼ Pfund feines Mehl darunter. Nun würzt man die Masse mit feingewiegter Petersilie, Schnittlauch und Zwiebeln, sowie Salz, Pfeffer und Muskatnuß, mengt alles gut untereinander und läßt den Teig ½ Stunde ruhen. Nun formt man Klöße davon und gibt zuerst einen zur Probe in kochendes Salzwasser, zerfällt er, so muß noch Mehl nachgefügt werden. ¼ Stunde vor dem Anrichten gibt man die Klöße in kochendes Salzwasser, bis sie obenauf schwimmen. Mit in Butter gebräunten Semmelbröseln bestreut, gibt man sie zu Tisch.

Speckknödel: Fünf Semmeln schneidet man in kleine Bröckchen, ebenso ein Pfund frischen Speck, den man in einer Kasserolle auf einem Feuer gelb anlaufen läßt und dann zu den Semmelwürfeln gibt. Hierauf fügt man noch etwas feingewiegte Petersilie und Schalotten dazu, quirlt acht Eier in ¼ Liter Milch, verrührt dies mit ¼ Pfund Mehl und vermischt es mit Semmeln und Speck, worauf man ebenso verfährt wie bei den Schinkenknödeln.

Grieskn ödel: ¼ Pfund Butter wird mit sechs ganzen Eiern und zwei Dottern schaumig gerührt, dann quirlt man nach und nach zehn Eßlöffel voll Gries hinein, salzt die Masse und läßt sie eine Stunde stehen, dann formt man eigroße Klöße daraus, die etwa 20 Minuten in Salzwasser sieden müssen. Gibt man sie zu gekochtem Obst, so kann man die Masse etwas zuckern, ohne Zucker schmecken sie als Beilage zu Braten sehr gut.

Semmelklöße: Fünf oder sechs harte Semmeln werden gerieben, mit ½ Pfund Butter und zehn Eidottern verrührt, gesalzen und zuletzt der feste Schnee der Eier darunter gezogen. Nach Belieben kann man auch etwas Pfeffer und Muskatnuß an die Masse tun. Nun läßt man sie eine Stunde ruhen, formt dann Klöße daraus und kocht sie in siedendem Salzwasser. Beim Anrichten bestreut man sie mit in Butter gerösteten Semmelbröseln.

*



Fastengebräuche. Wir sind heute weit entfernt von jener Zeit, da man sogar in den Spitälern den Genuß des Fleisches verbot, und den Fleischgenuß mit der Todesstrafe bedrohte wie 1595. Ganz allmählich hat die Kirche mehr und mehr Konzessionen gemacht. Ursprünglich waren nur die Sonntage freigegeben, an den übrigen Tagen war nur eine Mahlzeit gestattet nach Sonnenuntergang, später nach drei Uhr, schon unter Karl dem Großen um Mittag. Nach und nach wurde dann das Fleisch erst zu einer, dann zu mehreren Mahlzeiten gestattet, besonders seit dem 16. Jahrhundert. Jetzt existiert eine Fastenverpflichtung, d. h. nur zwei Mahlzeiten am Tage, nur noch für Personen zwischen 21 und 59 Jahren; Soldaten und Offiziere im Dienst sind ausgenommen. Im Orient ist man strenger als im westlichen Europa. Fleisch, Fisch und Eier sind dort gänzlich verboten. Auch der Patriarch der orthodoxen Kirche darf keinen dispensieren. Unter den Protestanten kennt nur die englische Hofkirche die Fasten. Dagegen finden wir den Brauch in ziemlich strenger Form bei den Moslemin im Monat Ramadan, wo während des Tages nichts verzehrt werden darf. Die Altperser waren das einzige Volk, dessen Religion die Fasten überhaupt nicht kannte.

*

Insel und Halbinsel.

Ein Milchmann hatte schon längere Zeit sehr wässerige Milch gebracht. Da fragte ihn eines Tages der Sohn des Hauses:

„Wissen Sie den Unterschied zwischen einer Insel und einer Halbinsel?"

„Nein, junger Herr, das weiß ich nicht."

„Nun, das ist sehr einfach; man fängt eine Fliege und wirft sie in ein Glas Wasser, dann ist sie eine Insel, denn sie ist ganz von Wasser umgeben, wirft man sie aber in Milch, so ist sie eine Halbinsel, denn sie ist nur teilweise von Wasser umgeben."

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die Schlinge.

Erzählung nach dem Leben. Von L. Brenkendorf.

(Nachdruck verboten.)

Mit jener jovialen Frische, die ihn beim Publikum wie bei seinen Amtsgenossen in den Ruf eines besonders humanen und liebenswürdigen Mannes gebracht hatte, erwiderte der Landgerichtsrat Doktor Gerstenberg beim Betreten seines Amtszimmers den bescheidenen Gruß des jungen Referendars.

„Guten Morgen, Herr Kollege, freut mich, daß Sie schon auf dem Posten sind. Wollen mir aber ein bißchen übernächtig vorkommen."

„Es war in der Tat gestern eine ziemlich scharfe Sitzung im Goldenen Löwen, Herr Rat," gestand der junge Jurist mit einem Anfluge von Verlegenheit, indem er sich über einen Stoß Akten beugte.

Der Landgerichtsrat klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Macht nichts, Jugend muß austoben. Und in der Langweile unserer biederen Kreisstadt ist ein guter Tropfen ja mitunter das letzte Zufluchtsmittel. Es tut mir nur leid, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als mein interimistischer Protokollführer heute wahrscheinlich wieder einen recht heißen Vormittag haben werden. Dieser Rösecke versteht sich darauf, einem Untersuchungrichter das Leben sauer zu machen. Wie ich die Sache beurteile, bringen wir den Schlaukopf heute oder morgen noch nicht zum Geständnis."

„Der Mann macht in seiner Schlichtheit und Ruhe einen so sympathischen Eindruck, daß es wirklich schwer ist, ihn für einen Meuchelmörder zu halten."

Der Landgerichtsrat lachte. „Alles Maske, mein Lieber — nichts als geschickt festgehaltene Maske. Diese Art von Biedermännern kenne ich; aber ich verstehe mich auch einigermaßen darauf, sie zu behandeln. Mit Barschheit und Strenge ist da nichts auszurichten. Man muß sie vielmehr durch Geduld und scheinbare Gläubigkeit so lange in Sicherheit wiegen, bis sie anfangen, unvorsichtig zu werden und sich selbst den Strick drehen. Ein Untersuchungsrichter kann gar keinen schlimmeren Fehler begehen, als wenn er einen Verdächtigen gleich auf jede kleine Unwahrheit oder jeden geringfügigen Widerspruch festzunageln sucht. Er muß sich vielmehr den Anschein geben, dergleichen gar nicht zu bemerken, muß die handgreiflichste Lüge, sofern sie nicht zur Ueberführung hinreicht, mit dem freundlichsten Gesicht für lautere Wahrheit nehmen und den Sünder auf unverfängliche Art ganz sacht in das Netz seiner eigenen Erfindungen zu verstricken suchen. Es gibt meiner Ueberzeugung nach keinen Verbrecher, der bei geeigneter Behandlung nicht früher oder später seinen Kopf selbst in die Schlinge steckte, und die Kunst des Kriminalisten besteht lediglich darin, sie im rechten Augenblick zuzuziehen."

Der Rat hatte sich während dieser lehrhaften Unterweisung vor der Mitte des grünverhangenen Tisches niedergelassen, um in seinen Akten zu blättern.

„Auf wann ist der Forstassessor Werdenfels vorgeladen, Herr Referendar?"

„Auf neuneinhalb Uhr."

„Da müßte er also eigentlich seit zwanzig Minuten hier sein. Die Entfernung bis zur Oberförsterei Vierlinden beträgt doch auf keinen Fall mehr als drei Viertelstunden. Und um acht Uhr könnte so ein junger Herr wohl aus den Federn sein."

„Er verdient vielleicht einige Nachsicht, Herr Rat, wenn er sich etwas verspäten sollte. Als ich um ein Uhr den Goldenen Löwen verließ, schien der Herr Forstassessor noch nicht an Aufbruch zu denken."

„So — so, ist er ein so Seßhafter? Sie kennen ihn näher?"

„Nur ganz oberflächlich. Ich begegne ihm hie und da in Gesellschaften oder im Kasino, zu dessen Mitgliedern wir beide gehören. Gestern abend traf ich ihn zufällig auf der Straße, und er lud mich in den Goldenen Löwen ein, wo er, wie ich später hörte, seit einer Woche allnächtlich bis zum Morgengrauen zu kneipen pflegt."

„Es wundert mich, daß solche Lebensweise sich mit seinen dienstlichen Pflichten verträgt. Uebrigens — ist er nicht ein großer, brünetter Herr mit auffallend dunklen Augen. Ich glaube mich vom letzten Kasinoball her seiner zu erinnern. Es fiel damals auf, daß er fast unausgesetzt mit der jungen Frau Heydebrandt tanzte. Man erzählte sich, daß er so eine Art Hausfreund auf Groß-Rischdorf sei."

„Das Rischdorfer Herrenhaus ist nur eine Viertelstunde von der Oberförsterei Vierlinden entfernt, und Herr Heydebrandt war ein alter Bekannter des Forstassessors. So viel ich weiß, fällt bei diesem Verkehr kein Schatten auf den Ruf der jungen Frau."

„Wollte ihr auch nichts Uebles nachsagen, und habe mich im übrigen um die Privatangelegenheiten des Forstassessors nicht im mindesten zu kümmern. — Was sollte er uns denn eigentlich bezeugen? Ach ja, ich entsinne mich schon. Er soll zugegen gewesen sein, als Heydebrandt den verhängnisvollen Streit mit seinem Inspektor hatte, und ich wollte von ihm eine Schilderung des Hergangs haben. Na, übermäßig wichtig ist das gerade nicht. Und wenn ihn etwa sein Katzen-

jammer verhindern sollte, heute zu erscheinen, kommt er auch morgen noch früh genug. — Was gibt's, Nitschke? Ist der Zeuge da?"

Die Frage galt dem alten Gerichtsdiener, der sich geräuschlos zur Tür hereingeschoben hatte.

„Der, wo geladen ist, noch nicht, Herr Rat. Aber die Frau Rittergutsbesitzer Heydebrandt möchte den Herrn Rat auf einen Augenblick sprechen."

„Ich lasse bitten."

Nach einem Zögern der Befangenheit trat die ganz in schwarze Trauergewänder gehüllte jugendliche Frauengestalt über die Schwelle. Der dichte, lang niederwallende Witwenschleier verbarg ihre Gesichtszüge, und ihre Stimme war bis zu kaum vernehmlichem Flüstern gedämpft, als sie die beiden Herren begrüßte. Der Landgerichtsrat, der seine verbindlichste Miene aufgesetzt hatte, verbeugte sich mit der Zuvorkommenheit eines wohlerzogenen Mannes.

„Wollen Sie gefälligst Platz nehmen, gnädige Frau. Sie haben mir etwas Neues mitzuteilen?"

„Das eigentlich nicht," erwiderte sie ebenso leise wie vorhin. „Ich mußte aus einer anderen Veranlassung in die Stadt fahren, und da glaubte — da wollte ich —"

„Sie wollten sich erkundigen, ob die Untersuchung noch nicht zu einem greifbaren Ergebnis geführt hat," half der Rat freundlich nach, da sie verlegen innehielt. „Leider kann ich Ihnen darauf nicht mit Ja antworten, da der Inspektor Röhecke noch immer beharrlich leugnet. Aber Sie dürfen versichert sein, gnädige Frau, daß die Tat nicht ungesühnt bleiben wird. Wir wollen den verstockten Burschen schon zum Geständnis bringen. Und selbst wenn uns das nicht gelänge, würden die vorliegenden Indizien für jede Geschworenenbank hinreichen, ihn schuldig zu sprechen."

Die junge Frau hatte den Schleier zur Seite geschoben, um ihr Taschentuch an die Augen führen zu können. Das schmale, junge Gesicht, das dabei zum Vorschein kam, war sehr bleich, aber von einer fast noch kindlichen Anmut und Weichheit.

Sie brauchte ein paar Sekunden, um ihre Tränen zu trocknen, dann klang es zaghaft und stockend von ihren Lippen: „Aber wenn er es nun doch vielleicht nicht getan hätte! Glauben Sie wirklich, daß man ihn auf den bloßen Verdacht hin verurteilen dürfte?"

„Oh, meine Gnädige, hier handelt es sich um mehr als bloßen Verdacht. Röhecke hatte am Tage vor dem Morde einen heftigen Streit mit Ihrem Gatten, er gibt selbst zu, daß Herr Heydebrandt ihm eine Beschimpfung ins Gesicht geschleudert und ihm seine Stellung gekündigt habe. Nach den Beweggründen für die Racheat brauchen wir also nicht lange zu suchen. Die Zeugen sagen übereinstimmend aus, daß der Inspektor während des ganzen Tages finster und wortkarg umhergegangen sei wie jemand, der über einem folgenschweren Entschlusse brütet. Zwei völlig einwandfreie Personen haben ihn nach Einbruch der Dunkelheit im Park hinter dem Herrenhause gesehen, wo er durchaus nichts zu suchen hatte. Es steht fest, daß er ein guter Schütze ist, und daß er mehrere Jagdgewehre besitzt, von denen er sehr leicht eines unter dem Mantel verbergen konnte. Er war mit den Lebensgewohnheiten Ihres Gatten auf das genaueste vertraut und wußte, daß Herr Heydebrandt nach dem Abendessen allein in dem Speisezimmer zu sitzen und die Zeitung zu lesen pflegte. Die Fenster dieses zu ebener Erde gelegenen Zimmers gehen nach dem Park hinaus, und sie wurden nur selten durch Vorlegen der Läden verwahrt, da Ihr vollblütiger Gatte es selbst während der rauheren Jahreszeit liebte, hie und da einen Flügel zu öffnen. So war es für den durch die herrschende Dunkelheit geschützten Meuchelmörder ein leichtes, durch das Fenster den tödlichen Schuß auf den ahnungslosen Mann abzufeuern. Die begreifliche erste Verwirrung der Hausbewohner ermöglichte es ihm, unbemerkt in sein Zimmer zurückzukehren, die Waffe zu reinigen und an ihren Platz zu bringen, so daß ein Nachweis ihres eben stattgehabten Gebrauches nicht mehr möglich war. Es ist festgestellt, daß Röhecke auffallend spät, als der letzte von allen Hausgenossen, am Tatort erschien, und daß sein Benehmen jedenfalls nicht ganz unverdächtig war. Ein Argwohn gegen irgendeinen anderen Gutsinsassen erscheint durch nichts begründet. Ein Fremder aber hätte, da die beiden eisernen Pforten verschlossen gefunden wurden, die ungewöhnlich hohe und mit Glasscherben belegte Mauer überklettern müssen, um in den Park zu gelangen. Das sind so die wesentlichsten unter den zahlreichen Belastungsmomenten. Und es hat doch mit alledem seine Richtigkeit, nicht wahr?"

Die junge Frau zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß es nicht —", sagte sie endlich. „Mir ist noch immer so wirr, wenn ich an die Vorgänge jenes schrecklichen Abends denke. Aber Röhecke ist ein gutmütiger Mensch, und er vertrug sich immer sehr gut mit meinem Mann. Wegen eines Wortwechsels und einer in der Erregung hervorgestoßenen Beleidigung würde er gewiß nicht an ihm zum Mörder geworden sein."

„Aber Herr Heydebrand hatte ihm gekündigt. Röhecke hätte binnen kurzem seine angenehme und gut bezahlte Stellung verlassen müssen."

„Oh, ich bin sicher, daß mein Mann die Kündigung zurückgenommen hätte, wenn er am Leben geblieben wäre. Es war ein unglücklicher Zufall, daß der Inspektor ihm gerade in den Weg kommen mußte, als er sich in so großer Aufregung befand."

„Es ist also nicht Röhecke gewesen, der diese Aufregung verschuldet hat?"

„Nein — nein! Die Ursache war eine ganz andere. Aber ich — ich möchte nicht darüber sprechen."

Ihr feines Gesicht war plötzlich wie mit Blut übergossen, und ihre letzten Worte hatten den Klang einer inständigen Bitte.

„Ich habe nur nach Dingen zu fragen, Frau Heydebrand, die in irgendwelchem Zusammenhang mit dem Verbrechen stehen. Und ich darf wohl annehmen, daß Sie aus freien Stücken sprechen würden, wenn eine solche Möglichkeit vorläge. Sie halten also den Inspektor nicht für den Mörder?"

„Nein, ich glaube nicht daran, daß er es getan hat. Und ich habe keine Ruhe bei dem Gedanken, daß man ihn ohne Beweise verurteilen könnte."

„Und die beiden Zeugen, die ihn kurz vor der Tat im Park gesehen haben?"

„Sie haben sich ganz gewiß getäuscht. Wenn er es gewesen wäre, so würde auch ich ihn erkannt haben."

„Sie, Frau Heydebrandt? Ja, befanden Sie sich denn nicht zu der Zeit, da die Tat verübt wurde, in Ihrem Schlafzimmer? Der Diener, der Ihnen die Schreckensnachricht brachte, hat Sie doch da gefunden."

„Allerdings. Aber ich war erst wenige Minuten, bevor der Schuß fiel, ins Haus getreten."

„Und Sie haben sich bis dahin im Park aufgehalten?"

„Ja."

„Auf einem gewohnten Abendspaziergange vermutlich?"

Die junge Witwe nickte.

„Etwas Verdächtiges ist Ihnen also nicht aufgefallen? Und Sie sind dem Inspektor nicht begegnet?"

„Nein."

„Aber auch keinem anderen?"

Die Antwort der Gefragten bestand nur in einem Kopfschütteln. Sie hatte offenbar große Mühe, ihre Tränen hinterzuschlucken.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Der Mensch findet die stoischen Trostgründe gegen alle Schmerzen wahr und stark; nur gerade gegen den jetzigen nicht; und wenn er aus Stichwunden blutet, denkt er, Quetschwunden schließen sich leichter.

J. Paul.

Va banque.

Kriminal-Novelle von A. Seyffert.

(Nachdruck verboten.)

„Kommt der Baron heute nachmittag nicht, Thesi?"

Frau von Dittmar hätte es nicht über sich gewonnen, den Verlobten ihrer Tochter bei seinem Vornamen zu nennen. Das Wort „Baron" klang ihrem Ohr wie Musik, sie sprach es aus, so oft die Gelegenheit dazu sich irgend bot.

Thesi schreckte aus tiefer Versunkenheit auf. „Wir haben verabredet, auf dem Buchholz zusammenzutreffen, Mama."

Frau von Dittmar sah erstaunt und beunruhigt ihre Tochter an, welche sich soeben zum Ausgehen rüstete.

Thesi war um einen ganzen Kopf kleiner als ihre Mutter, deren große, elegante Erscheinung sehr vornehm wirkte.

Zum Leidwesen der Mama repräsentierte Thesi den alten, tönenden Namen von Dittmar nur sehr unvollkommen.

Mit ihrer untersetzten, ein wenig zur Ueppigkeit neigenden Gestalt, den braunen, sanften Augen, dem bescheidenen, stets gleichmäßig liebenswürdigen Wesen konnte man sie für unbedeutend halten.

Frau von Dittmar aber wußte, daß diese Freundlichkeit, welche schlechtweg allen, auch der Scheuerfrau, zugute kam, einem gütigen Sinn entsprang, daß sich hinter der schönen Stirn dort ein eiserner Wille barg.

Was Thesi von Dittmar nach reiflicher Ueberlegung für Recht erkannt hatte, davon war sie nicht so leicht wieder abzubringen. Und doch hatte sie ein so weiches, zärtliches Herz, und gerade der Mutter wegen handelte sie oft gegen ihre Ueberzeugung.

Es war ein warmer Sommertag. Der Wind spielte in dem Weinlaub, das die weitgeöffneten Fenster umrankte.

Während Thesi die langen Handschuhe überstreifte, ging sie, wie im Kampf mit sich selbst, unablässig auf und ab.

Die Mutter vermochte ihre Unruhe kaum noch zu verbergen.

„Von wem geht diese Verabredung aus, Thesi?" fragte sie endlich verstimmt, „ich kann nicht glauben, daß der Baron dir ein derartiges Rendezvous zumutet?"

„Keineswegs, Mama, die Anregung dazu gab ich."

„Aber Thesi! Die künftige Baronin Hochfelden kann unmöglich ohne jede Begleitung allein mit ihrem Verlobten im Walde zusammentreffen!"

Das junge Mädchen zögerte noch. Es wurde ihr offenbar schwer, das auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatte.

Aber es mußte ja sein. Und so zögerte sie nicht länger.

Wie im voraus um Verzeihung bittend, glitt ihre kleine Hand über das blonde, nur von einzelnen grauen Fäden durchzogene Haar ihrer Mutter.

„Ich muß dir eine Enttäuschung bereiten, Mama, so leid es mir auch tut. Ich kann den Baron nicht heiraten."

Frau von Dittmar warf die Handarbeit, mit der sie beschäftigt war, auf den Nähtisch und sah ihre Tochter empört an. „Du mußt von Sinnen sein," sagte sie hart, „aber in dieser Angelegenheit habe ich auch mitzusprechen, ich, die Mutter. Du wirst nichts unternehmen, was den Baron verletzen dürfte. Du kannst nicht mehr zurück."

Es lag etwas Zwingendes in der Haltung der Frau, deren Leben reich an bitteren Leiden sein mochte. „Wenn du es zum Aeußersten treibst, werde auch ich handeln, Thesi. Ich lasse deinen Eigensinn nicht gelten, das laß dir gesagt sein."

Thesi machte eine beschwichtigende Bewegung. Gleichzeitig schüttelte sie sich wie in heimlicher Pein. „Du weißt, Mama, wie schwer es mir wurde, den Antrag des ungeliebten Mannes anzunehmen. Deinetwegen tat ich es dennoch. Seitdem aber der Onkel des Barons erschossen, ermordet aufgefunden wurde, ist mir der Baron unheimlich. Ich habe nichts unterlassen, um das schreckliche Gefühl gegen ihn zu überwinden, es ist mir unmöglich. Ich fürchte für meinen Verstand, wenn ich diesem unerträglichen Zustande nicht ein Ende mache."

Frau von Dittmar unterdrückte ihren Unwillen gewaltsam. „Du bist überspannt, Thesi," sagte sie kopfschüttelnd, „weil ein Wilderer den alten Majoratsherrn niederschoß, willst du die Verlobung mit seinem Neffen lösen, das ist echte Mädchenlogik . . . . Freuen solltest du dich, daß nun das große, reiche Majorat dem Baron zufällt. Du wirst die reichste Frau im weiten Umkreise sein, dein künftiger Gemahl vergöttert dich —"

„Eben darum wird es mir so schwer, ihn zu heiraten. Wäre er gleichgültig, käme nur eine Konvenienzehe in Betracht, so würde ich beinetwegen mich opfern. Aber Hochfelden quält mich beständig mit seiner Eifersucht, er verlangt Zärtlichkeiten, die ich ihm nicht geben kann, weil seine Person mir in hohem Grade widerwärtig ist. Du müßtest doch einsehen, Mama, daß eine solche Ehe die Hölle auf Erden ist. Ich bin doch dein einziges Kind, verurteile mich nicht zu einem so beklagenswerten Geschick."

„So lange ich denken kann, Thesi, fehlten bei uns die Mittel zu einem standesgemäßen Leben," sagte Frau von Dittmar eindringlich, „das war schon in meinem Elternhause so. Nach meiner Verheiratung wurde es noch schlimmer, und seitdem Papa nicht mehr ist, und wir auf die Pension angewiesen sind, die man mir, der Majorswitwe zahlt, hat der Jammer seinen Höhepunkt erreicht . . . . Daß Baron Hochfelden dich zur Gattin begehrt, ist ein so großes Glück für dich, wie ich es nie zu erhoffen wagte, und ich selbst werde auch noch einmal aufatmen, wenn ich aus der Enge kleiner Verhältnisse herauskomme. Schon meinetwegen hast du die Pflicht, dich zu fügen. Und bedenke auch, daß eine zurückgegangene Verlobung immer einen Schatten auf den Namen eines jungen Mädchens wirft. Ein zweites Mal findet sich keiner, der so selbstlos ist, dich um deiner selbst wegen zu begehren."

Thesi war an das geöffnete Fenster getreten. Aus dunkel umrandeten, unglücklichen Augen sah sie in den blühenden Sommertag hinaus. Wie gern hätte sie sich ihrer Mutter anvertraut, ihr von der heißen, sehnsüchtigen Liebe erzählt, die sie für einen anderen fühlte, der zwar weder großen Reichtum, noch einen Adelstitel zu bieten hatte, aber ein strebender, feinsinniger und guter Mensch war, und Thesis Liebe innig und treu erwiderte.

Sie war mehrmals bei Wohltätigkeitsveranstaltungen mit dem Privatgelehrten Dr. Heinrich Vogler zusammengetroffen, und schon beim ersten Sehen hatten die beiden sich machtvoll zueinander hingezogen gefühlt.

Der Zufall fügte es, daß sie sich auf Spaziergängen begegneten, Anschauungen tauschten und ernste, tiefe Gespräche führten.

Bald war es ihnen beiden klar, daß reinste Seelen-